



Die

Volksdichtung

in

Salzburg.

Von

H. F. Wagner.



Salzburg 1882.

Mayrische Buchhandlung.

Druck von R. Kiesel in Salzburg.



I.

„Wie die Naturgeschichte die Kräuter und Thiere beschreibt, so schildert das Volk in seinen Liedern sich selbst." Mit diesen sinnigen Worten hat Herder vor mehr als hundert Jahren seine gelehrten Zeitgenossen zuerst auf den Werth der Volkspoesie hingewiesen; das Volkslied war ihm, sagt Hettner in seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die Blume der Eigenheit eines Volkes, seiner Sprache, seines Landes, seiner Musik und seiner Seele.

Herder's Aufforderung, diese Lieder aus dem Munde des Volkes zu sammeln, rief schon im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ein reges Interesse für die Sammlung der Volksdichtungen wach, das sich im Zeitalter der Romantiker nur noch steigerte. — Ein Blick auf die reiche Literatur der Volksdichtung, die sich in unserem Jahrhundert entwickelte, läßt uns Hettner's Worte auch für diesen Theil der Bestrebungen Herder's zutreffend erscheinen: „Sähe Herder die heutige Wissenschaft, freudig würde er in das Wort Goethe's einstimmen, daß, was man in der Jugend wünscht, man im Alter die Fülle hat."

Daß auch unser Alpenvölklein dem fröhlichen Gesange von Alters her hold war, bezeugt uns der Chronist Johann Steinhauser aus der Zeit Wolf Dietrichs, wenn er sagt: „Das gemeine Volk singt Tag und Nacht bei dem Wein, tanzt, kartet und spielt."

Bald greift der Polizeistaat regelnd in die Lustbarkeiten des Volkes ein. Schon 1698 ergeht eine erzbischöfliche Verordnung gegen das „Gasselgehen," die in der Sittenordnung von 1763 verschärft wird. Durch die Sittenordnung von 1736 wird das sogenannte Rettlen oder Kuchl-Heimgarten abgestellt. Die übersprudelnde Lust des Volkes suchten wiederholte Tanzmandate einzudämmen.

Aber auch jene wohlbekannte Spottlust, die noch heute in den Schnadahüpfln so oft zum Ausdrucke kommt, lenkte im vorigen Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich; so findet sich der letzte Landesfürst, Erzbischof Hieronymus, veranlaßt, in der Tanzordnung vom 4. Juli 1772 auch das Absingen »ärgerlicher Lieder« zu verbieten, und da dieß noch nicht gefruchtet, in einer neuerlichen Verordnung vom 6. November 1775 die Sitte, daß Bauernburschen bei öffentlichen Lustbarkeiten und Tänzen den Spielleuten Spottlieder auf geistliche und weltliche Obrigkeiten angeben, zu rügen und mit Geldstrafe zu bedrohen. So sollte, meint Koch Sternfeld (die letzten 30 Jahre des Erzstiftes), das Volk seinem Hang zur Satyre auch im Wirthshause nicht einmal Luft machen dürfen.

In den zahlreichen Reisebeschreibungen aus dem 18. Jahrhundert, die sich Salzburg zum Gegenstand ihrer Beobachtungen wählten, findet sich keine Andeutung über die Volkspoesie bis auf Lorenz Hübner, der in seiner „Beschreibung des Erzstiftes" (1796) auch den Volkscharakter in den einzelnen Gauen des Landes schilderte und zuerst auch die Eigenart des Volkes in Sprache, Dichtung und Sitten der Beachtung werth hielt.

Hören wir nun, was Hübner, der, wie er selbst sagt, sich der wohlwollendsten Unterstützung seines Unternehmens durch Beiträge aus allen Theilen des Landes erfreute, uns aus seiner Zeit über die Salzburgische Volksdichtung zu berichten weiß:

Pfleggericht Thalgau. Volkslieder sind hier wenig im Schwung; der hiesige Bursche pfeift lieber bei seinen Tänzen, als daß er Gesänge angäbe. Wenn etwas Lächerliches vorkommt, werden wohl auch lange Lieder gemacht, doch bald wieder vergessen.

Pfleggericht Hüttenstein. Ihre Lieblingsgesänge sind das faule Wegmacher-Lied, wie sich der Wegmacher träg und schläfrig über die Schaufel stützt, ein paar Wildschützen-Lieder und eine Menge kurzer Reime od. Gassenhauer ('Schnederhöpfl').

Pfleggericht Werfen. Die gewöhnlichsten Volkslieder sind die sog. Gsangl oder Schnödahüpfl, dann Gasselreime, welche die Stelle eines Ständchens vertreten, endlich geistliche Gsänger und weltliche Lieder, meist erotischen Inhaltes oder das Wildschützen, Alpen- und Soldaten Leben betreffend. Probe: der Fensterstreit (ein Wechselgesang), der Wildbretschütz.

Pfleggericht St. Johann. Außer Wildschützen- und Alpenliedern hört man hier keine Volksgesänge.

Lungau. Der Lungauer hat wenig Sinn und Empfänglichkeit für die Reize des Gesanges. Einige allbekannte Burschen- und Zechlieder ausgenommen, hört man hier von eigentlichen Volksliedern fast gar nichts. Nur bei den Tänzen pflegen die Lungauer, nach dem Beispiele ihrer übrigen Landsleute, ihre Einfälle aus dem Stegreife in Reime zu bringen. — (Wirklich weiß auch Kürsinger in seinem Lungau [1853] nur von Schnadahüpfln aus dem Lessachthale zu berichten.)

Pfleggericht Lofer. Die meisten der gewöhnlichen geistlichen Lieder sind höchst abgeschmackt oder auch unsinnig; ein erbärmliches Lied an den Tod (den Sansenwätzer) ist hier sehr beliebt; die weltlichen sind größtentheils erträglich, das Wildschützenlied sehr gewöhnlich.

Von der Volksdichtung des Pinzgaues gibt Hübner mehrere Proben: Schnadahüpfl und von längeren Gesängen „Die Hüter-Beicht", von Gasselreimen: „Der Pinzgauer Fopper".

Es ist wohl Hübner's Anregung zuzuschreiben, wenn die Reiseschilderungen eines Vierthaler, Graf Friedrich Spaur, Sartori u. A. sich nunmehr auch mit der Volksdichtung Salzburgs befaßten.

Im J. 1819 erschien die erste größere Sammlung österreichischer Volkslieder von Franz Ziska und J. M. Schottky; in einem Nachworte berichtet Schottky, daß er mit Unterstützung des preußischen Ministeriums des Innern eine Forscherreise durch Oberösterreich, Salzburg und Steiermark gemacht habe und die Ergebnisse dieser Forschung in einem 2. Bande veröffentlichen wolle. — Als Förderer seines Unternehmens in Salzburg nennt er: Professor Alois Weißenbach, Steinhauser, Obereinfahrer und Markscheider in Hallein, Hueber, Rentbeamter in Zell am See, J. B. Aingler, Dechant zu Mittersill, Riedler, Kreisphysikus in Mittersill, von Schönauer, Rentbeamter in Stuhlfelden, von Liebenheim, Landrichter in Hofgastein, von Kleinmayrn, Landrichter in Radstadt, Mathias Rumpler, Dechant zu Altenmarkt, Kaspar Steger, Wirth am Radstadter Tauern, Winkelhofer, Pfarrer zu St. Michael, Stoff, Pfarrer in Mariapfarr, Graf Hans Küenburg in Tamsweg und die Schullehrer Niederreiter zu St. Veit, J. Huber zu Forstau und die Lehrer von Hof- und Wildbadgastein. — Man sieht, daß Schottky sich die geeignetsten Männer für seine Forschungen gewonnen hatte; aber der 2. Band der österreichischen Volkslieder, der die Salzburgische Volkspoesie mit enthalten sollte, kam nicht zu Stande.

Um dieselbe Zeit hatte auch Erzherzog Johann, von dem Interesse für die Volksdichtung ergriffen, Preise für die Sammlung steiermärkischer Volkslieder

für Schullehrer und Musikfreunde ausgeschrieben. Es spricht die ganze Liebe dieses edlen Prinzen für unsere Alpenländer, die er in einem Briefe an Ritter v. Kalchberg selbst als seine Heimat bezeichnet, seine innige Vertrautheit mit der Volkspoesie aus, wenn er in der Preisausschreibung bestimmt: Es sollen alle Lieder, geistlichen und weltlichen Inhalts, als Kirchenlieder, Weihnachts-, Leichen- und Hochzeits-Gesänge, Spottgedichte, Gsetzeln, Gstanzeln bei Jägern, Landsängern, Bauern, Schwaigerinnen, Hirten und alten Leuten gesammelt werden. „Sie sollen ja nichts für zu gering oder unbedeutend oder anstößig halten, da es sich hier Alles zu besitzen handelt." Zur Herausgabe dieser Sammlung kam es aber leider ebenfalls nicht.

Nikolaus Huber hat in seinem hübschen Büchlein: „Die Literatur der Salzburger Mundart" (1878) mit großem Fleiß zusammengestellt, was seit Lorenz Hübner für Sammlung der Volksdichtung in Salzburg geleistet worden. Die Salzburger Volkslieder des Museumsdirektors M. Süß (1865) geben diesen Sammlungen einen vorläufigen Abschluß. Süß wollte aber selbst dieses Buch „nur als einen Beitrag angesehen wissen, welchem etwa eine spätere, allenfalls ausgedehntere Unternehmung dieser Art folgen könnte." Und im Berichte des vaterländischen Museums für 1865 theilt der unermüdliche Sammler mit, daß er die Volkslieder nunmehr „erschöpfend ergänzt" und als Nachlese zu dem Volksliederbuche 30 Kinderlieder, 32 geistliche, über 100 weltliche Lieder, 500 Schnadahüpfl, viele Gasselreime, Fensterstreite und Hochzeitsgebräuche gesammelt habe; von diesen theilte er eine Auswahl in dem Museumsberichte von 1867 mit. Es war seine letzte Gabe; schon am 5. Mai 1868 schied er aus dem Leben. Seine Liedersammlung aber hinterließ er als letztes Vermächtniß in sauber geschriebenen Texten und Melodien seinem geliebten Museum.

Noch müssen wir zweier Männer gedenken, die als Söhne Pinzgau's mit warmer Liebe das Volksthum pflegten: Pfarrer Bartlmä Hutter in Bruck, der selbst im Dialekt dichtete und für Mathias Firmenich's „Völkerstimmen“ Volkslieder aus den Gauen Salzburgs sammelte und Beneficiat Josef Dürlinger, der in seinen Handbüchern von Pinzgau und von Pongau Volkssitte und Volksdichtung treulich sammelte und aufzeichnete.

II.

Nach diesem Rückblicke auf die Literatur der Volksdichtung in Salzburg wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung unseres Volksliedes selbst.

Der religiöse Sinn des Alpenbewohners pflegte von Alters her das geistliche Lied in Kirche und Haus. Die früheste Erwähnung des deutschen Kirchengesanges in Salzburg findet sich, wie Bibliothekar Hammerle in seinen Beiträgen zur Salzburgischen Volks- und Sittenkunde (in der Salzburger Zeitung von 1861) mittheilt, in dem „Kirchen-Agendbüchlein des Erzbisthums Salzburg“ vom Jahre 1557 (gedruckt von Johann Baumann); darin werden die Lieder angegeben, welche in den einzelnen Zeiten des Kirchenjahres vor der Predigt vom Volke gesungen werden. — Die Kirchensinger, welche gehörig geschult, mit dem »Vorsinger« (Vorheber) den Kirchengesang leiteten, wurden, sagt Dürlinger, schon am Ende des 18. Jahrhunderts durch die sich mehr und mehr verbreitenden Orgeln an vielen Orten verdrängt.

Der denkwürdige Hirtenbrief des Erzbischofs Hieronymus vom 1. Septemb. 1782 befaßt sich auch mit dem Kirchengesange; die kulturgeschichtlich interessante Stelle lautet:

„Es waren Zeiten, wo man es mit der unbegreif-„lichsten Gleichgiltigkeit geschehen ließ, vielleicht selbst „zu wenig fühlte, welch' unverständliches Zeug, wel-

„chen Unsinn der gemeine Mann bei seinen öffent„lichen und Privat-Andachten dahersagte oder sang. „Es ist so lange noch nicht her, daß Eiferer mit Un„vernunft die Einführung guter deutscher Lieder „zur Beförderung einer vernünftigen öffentlichen und „Privatandacht für heterodox ansahen und ausschrien. „Es ist kein geringer Vorzug unserer Zeiten, daß bei„nahe in allen katholischen Provinzen Deutschlands „ein edler Wetteifer sich hervorthut, zur öffentlichen „und Privatandacht des christlichen Volkes gute geist„liche Lieder zu sammeln." — Eine solche Sammlung mit dem Titel: Der heil. Gesang zum Gottesdienst in der röm.-katholischen Kirche, heißt es im Hirtenbriefe weiter, habe das Konsistorium unter dem 16. August 1776 gutgeheißen und soll dieselbe mit Anfang des Jahres 1783 in allen Kirchen des Erzstiftes fleißig und nirgends ein anderer Gesang gebraucht, die Jugend und die sogenannten Kirchensinger in diesem heil. Gesang unterrichtet werden. — Das erzbischöfliche Generale vom 28. Februar 1783 befiehlt, daß die Dechante ihre Visitations-Berichte nebst anderem auch darüber erstatten sollen, ob der deutsche Gesang überall eingeführt, die Schulhalter und Organisten, die Kirchensinger und die Schuljugend in gedachtem Gesange unterrichtet sei und ob als „Christenlehrschankungen" auch die „Gesangbüchel" ausgetheilt würden.

Die Kirchensinger machten sich ihre Lieder meist selbst. Dürlinger hat uns die Namen einiger dieser Liederdichter und Singer aufbewahrt: der Tanzlechner, nach Dürlinger zu Bramberg wohnhaft, wie mir aber aus Neukirchen mitgetheilt wird, Besitzer des Ablhofgutes im Rosenthal bei Neukirchen, gestorben um 1810; sein Schreibname soll Schaller gewesen sein; — der Winkelhans zu Kaprun, gestorben um 1845, wußte, obwohl von Geburt auf blind, als Vorsinger die Lieder des ziemlich dicken Gesangbuches auswendig; — Johann Brandner

in Piesendorf, starb um 1850 als der letzte Vorheber der Kirchensinger. Als Kirchensinger im Flachgau nennt Süß (in der ungedruckten Nachlese seiner Volkslieder) Eschlberger in Maxglan. Die letzten Kirchensinger soll Hollerspach in Pinzgau gehabt haben.

Im Vorwort seiner „Salzburger Volkslieder" bemerkt Süß bedauernd: „Die alten Kirchensinger sind außer Gebrauch gekommen und ihre Gesangbücher, die reichsten Fundgruben alter Lieder, liegen wie im Grabe in einem Winkel des Hauses, preisgegeben dem vernichtenden Zahne der Zeit." Doch sind diese Schätze noch nicht ganz verloren. So besitzt Museums-Direktor Dr. Alexander Petter eine alte Handschrift aus Hallein, die mehr als 60 Hirtenlieder enthält, und in einem Bauernhofe Oberpinzgau's verwahrt der hochbetagte Besitzer 5 handschriftliche Gesangsbücher, zwei davon aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, meist Marienlieder enthaltend. Unter diesen dürften sich wohl viele befinden, die den genannten oberpinzgauischen Kirchensinger Tanzlechner zum Verfasser haben. Bibliothekar Hammerle hat in der „Salzburger Zeitung" (1861 Nr. 25) 23 salzburgische Weihnachtslieder mit ihren Anfangszeilen zitirt.

Daß die Ausbreitung der Reformation die geistliche Liederdichtung unseres Landes nicht unberührt ließ, ersehen wir aus einer Notiz in Dürlinger's Handbuch von Pongau: In Hüttau wurden 1730 die Kirchensinger abgeschafft, weil sie „verdächtige" Lieder sangen, aber 1756 wieder zugelassen. Hüttau ist eben die Heimat des Proselytenmachers und lutherischen Prädikanten Rupert Stuhlebner, genannt: der Hüttauer Schmidt.

Es fehlt daher unseren Gauen auch das protestantische religiöse Lied nicht. Voran steht hier das ergreifende Exulantenlied des Dürrnberger Knappen Josef Schaitberger, der 1686 sein Heimatland verlassen mußte. In seinem „evan-

gelischen Sendbrief, geschrieben an die Landsleut' in Salzburg" erscheint es zum erstenmal gedruckt, seitdem aber oft in den Werken über die Salzburger Emigration wiedergegeben. Wir beschränken uns daher auf die Anführung der 1. Strophe:

„Ich bin ein armer Exulant,
„Also muß ich mich schreiben.
„Man thut mich aus dem Vaterland
„Um Gottes Wort vertreiben."

In Schaitberger's „Neuvermehrten Sendbrief" (Nürnberg 1733) findet sich ein zweites protestantisches Lied von einem Georg auf der Lähngang im Goldecker Gericht: „Der Wanderstab", das mit den Worten beginnt:

„In Gottes Namen, so heben wir's an,
„Mit Gott allein ichs wagen kann,
„Steht er mir bei, so bin ich frei,
„Ja mitten in dem Tod oder wo ich da sei."

Aus der großen Emigration von 1730 berichten Vierthaler und Dürlinger von einem aufregenden Liede eines gewissen Loinpacher, das die Protestanten bei einem Umzuge mit dem Sakrament in Hofgastein sangen, mit der priesterfeindlichen Strophe:

„Erschrick nicht vor der g'schornen Rott,
„Befilch dein Sach' dem lieben Gott!
„Ob sie uns gleich vom Land thun jagen,
„Wollen wir Gott Lob und Dank d'rum sagen;
„Christus wird uns wohl bescheiden
„Und uns ein' and're Wohnung zeigen."

Das Kirchweihlied des Volksliederdichters Vikar Johann Michael Kagerer, welches Vikar Itzlfeldner, als Lungauer Bauer verkleidet, dem Erzbischof Sigmund 1759 bei Gelegenheit der Kirchweihe von St. Laurenz bei der Mittagstafel in Mariapfarr vorsang, führt uns in seiner derben Naivität zum weltlichen Liede hinüber. Eine Probe, wie der angebliche Bauer die Kirchweihe schildert, mag genügen:

„Z'erscht thät's oans pracht'n und aft wieda bet'n,
Allö Heiling von Himm'l zu da Weich aba neth'n,
So oft da Fürscht nennat an Heiling bei'n Nam,
Schrein's Oarbrod und Arbas*) all' miteinand z'samm.

III.

Was Franz v. Kobell, der bekannte Münchner Dialektdichter, in seinem Büchlein: „Schnadahüpfln und Gschichtln", zur Charakteristik der oberbairischen Volksdichtung beibringt, gilt auch von dem weltlichen Volksliede in Salzburg: die epische Dichtung ist fast ausschließlich nur durch größere Gedichte, welche eine Begebenheit beschreiben oder einen lustigen Einfall behandeln, vertreten; eigentliche Balladen kommen nicht vor, auch Lieder historischen Inhaltes sind selten. „Das Leben auf den Almen, sagt Kobell weiter, ist mehrfach besungen. Da oben ist eine andere Welt, in der man leicht geneigt wird, nur unsern lieben Herrgott allein als Regenten anzusehen, und zu vergessen, wie viel große und kleine Regenten unten hausen, wo im Thal die Nebel liegen."

Zwischen der erzählenden Dichtung und dem eigentlichen Liede in der Mitte stehen die oft balladenartigen Wildschützen- und Almlieder. Die Wildschützenlieder, sagt Kobell, gleichen sich ziemlich alle in ihrem Inhalte; die Freude, einen Hirsch oder eine Gemse zu schießen, dabei die Sennerin zu besuchen und einen Jäger heimzuschicken, bildet gewöhnlich den Kern derselben. Selbst in der Form gleichen sie einander; so beginnen in der Liedersammlung von Süß mehrere mit den Worten:

„Lustig auf da Alma".

Zu den Almliedern gehört auch das „Reima", wobei die Sennerinnen sich gegenseitig oder einen Jäger, Holzknecht u. s. w. in einem gereimten Ruf

*) Ora pro nobis.

ansingen mit Gruß, Scherzen und allerlei Fragen (Berchtesgaden).

Den Großtheil der alpinen Volkspoesie machen die allbekannten Schnadahüpfl aus, welche man nach Mathias Koch (Reise durch Oberösterreich und Salzburg, Wien 1846) im Salzburgischen „Streu-g'sangel" (?) genannt haben soll. Koch bemerkt, daß diese „einfachen Feldblumen der Poesie" durch Innigkeit und Zartheit der Gefühle manchen Städter beschämen dürften.

Verschieden vom Schnadahüpfl sind die sogenannten Gasselreime, eine eigenthümliche Gattung des Liebesgedichtes, die in Salzburg auch „Fensterstreit" genannt wird, in Form eines Zwiegespräches; sie werden nicht gesungen, sondern gesprochen bei Gelegenheit, wenn der Bursche „gasseln" geht. „Es sind, sagt Kobell, sehr wunderliche, oft schwer verständliche Reimereien mit mancherlei Bildern und figürlichen Wendungen. Sie stammen meist von Zell am See; denn „dö Gasselreim zammadicht'n kinnan, san weni" sagte mir ein in diesen Dingen wohlunterrichteter Berchtesgadner. Diese Reime lernt ein Bursche von dem anderen und es kümmert sie nicht viel, wenn darin zuweilen Orte genannt werden, die sie nicht kennen."

Die Gasselreime haben den Zweck, Bekanntschaften anzuknüpfen; es soll daher etwas Lustiges vorgebracht werden, sie sind also meist ironisch:

„Hiazt bedank i mi schön,
„Daß d' mi g'spöttelt hast toll"

sagt die Dirn am Schlusse eines Saalfeldner Fensterstreites.

Daß Schnadahüpfl und Gasselreime oft Anstößiges enthalten, ist bekannt; doch hat Kobell Recht, wenn er widrige Gemeinheit für abnorm erklärt. Prüderie und sogenannter „Anstand" ist den eigentlichen Volksklassen von jeher fremd gewesen.

Anderseits muß zugegeben werden, daß der Text mancher Volkslieder unbedeutend, manchmal sogar sinnlos erscheint. — Auch von der Volksdichtung gilt nicht selten, was Goethe über die Naturdichtung bemerkt: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mit mehr rythmischen, als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen."

Die ältesten Erzeugnisse der epischen Volksdichtung in Salzburg sind eben solche unstrophische Gedichte über merkwürdige Ereignisse im öffentlichen Leben, welche zu Ende des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts in der deutschen Literatur überhaupt und so auch auf unserem Boden den Uebergang von der älteren volksmäßigen zur neueren kunstmäßigen Volkspoesie bilden; und zwar knüpft bei uns diese Dichtung an den Namen des reichen Bergherrn in der Gastein, Christoph Weitmoser zu Winkl (geb. 1506, gest. den 2. Mai 1558) und seiner Söhne. Herrn Christoph Weitmoser dem Aelteren oder dessen gleichnamigem Sohne widmet Hans Sachs, der größte deutsche Dichter der Zeit (im Verein mit Georg Willer, Buchdrucker zu Nürnberg), die Folioausgabe seiner Werke von 1558 als seinem „großgünstigen Patronen"; „nachdem ich weiß", sagt die Widmung, „daß Ew. Herrlichkeit und Gnad' wohl studiert, gelehrten Leuten wohl gewogen und in Historien fast belesen sei." — Die Gasteiner Chronik aus dem 17. Jahrhunderte, welche Freiherr v. Härdtl 1876 veröffentlichte, enthält einige Reimgedichte, welche wahrscheinlich der Gönnerschaft des Geschlechtes der Weitmoser ihre Entstehung verdanken. Das Gedicht: „Bschreibung unnd Würckhung deß weit beriehmten Wildt- unnd warbmen Padts in Gaßstein" nennt die Weitmoser als „milde Herrn, die dir mit Labung helfen gern". — Der Bergreim „von dem Rathhaus-

berg in der Gastein, welcher in dem 1553. Jahr gemacht worden ist“, lobt die Gewerken Straßer, Kaspöck, die Zotten und Herrn Weitmoser, den unsere liebe Frau sonderlich gemacht zu einem großen reichen Herrn. „Ich glaub, in teutscher Nation findt man nit bessere Herrn, als wie sie sein in der Gastein.“ Der „Jägerspruch von dem großen Bärn, den Herr Martin Straßer von Neidegg in der Kötschach gefangen hat“, schildert für alle, die an Jagd und Schwank Freude haben, mit allbekannter Jägerphantasie, was in dem erlegten Bären Alles gefunden worden: von Hufeisen 400 Pfund, geschossene Bleikugeln 600, von Kühglocken 28 Stück, ein Dutzend Pulverflaschen, 14 Melchsöchter und 9 Melchstühle, mit der Jahrzahl anf einem, wornach der Bär gelebt hätte 72 Jahr, und zuletzt noch eine ganze Almhütte und mit dieser die schöne Lisel in der Tafern, die Sendin, die sich in einem hohlen Zahn des Bären versteckt und dort 4 Wochen hat Händling gestrickt, bis daß der Bär gefangen worden; voll Freud über ihre Rettung hob sie an, ein Lied zu singen. — Vorsichtig fügt der Dichter hinzu, er habe von dem Gejaid durch einen alten Jäger den Bericht erhalten, der Einem zu glauben oft schwer wird: „Ob aber alles wahr sollt sein, das thu ich allein glauben bei dem Wein“ und mahnt den Leser: „daraus glaub ein jeder, was ihm gut gedünkt“. Herr Martin Straßer aber mag sein Wohlgefallen an dem Schalk gehabt haben; denn von ihm berichtet der Bergreim: „ihm ist wohl mit schönen Possen“.

Die beiden folgenden Gedichte, welche den Einzug und Empfang des Erzbischofes Wolf Dietrich in Gastein (1591) schildern, hat W o l f g a n g P r e m, „16 Jahr ein Weitmoserischer Diener genannt“, in Reime gebracht. Wie der Jägerspruch vom großen Bären an Hans Sachsens unsterbliche Schwankdichtung, so erinnert auch Prem's beschreibendes Gedicht an die Manier des großen Meistersängers, welcher gern

seinen Namen in die Schlußzeilen der Dichtungen verwob, wenn Prem am Schlusse sich, seine 3 Kinder und seine Hausfrau auch dabei, der Gnade des Fürsten empfiehlt.

Aus der Zeit Wolf Dietrichs besitzen wir auch ein beschreibendes Gedicht in dem Büchsenmeisterbuch von Sebastian Halle, welches Museumsdirektor Süß aus der Handschrift, die um 1599 entstand, im Jahresberichte von 1866 veröffentlichte. Auf eine wenig poetische Anleitung, die Büchsen (Kanonen) zu behandeln, folgt wieder ein lehrhafter Schluß:

„Hab Gott vor Augen und Jhn ehr',
„Der Obrigkeit dasselb' gewähr'.
„Auch sollst du halten ihr Gebot,
„Sofern sie nit sei wider Gott,
„Bei redlichen Leuten fröhlich sein,
„Darum sing ich hie bei külen Wein".

Dem 17. Jahrhundert gehört das Gedicht auf die Empörung der Zillerthaler (1645) an, welches Hübner zuerst veröffentlichte, Süß in seine Salzburger Volkslieder aufnahm. Am Schlusse mahnt der Dichter in der Weise Hans Sachsens Obrigkeit und Unterthanen zur friedlichen Verständigung, damit sie sicher seien vor Rebellion;

„Das wünscht von Herzen ein alter Mann,
„Der dieses kurz in Reim verfaßt,
„Der hat allzeit den Unfried gehaßt,
„Herentgegen hat er geliebt den Fried,
„Die Rebellerey gefällt ihm nit."

Vierthaler nennt den Dichter mit Recht einen „Zillerthaler Hans Sachs".

Am bekanntesten und fast durch ganz Deutchland mit zahlreichen Variationen verbreitet ist das Pinzgauer Wallfahrtslied. Anton Ritter v. Schallhammer berichtete 1861 (in einem Vortrage in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde) — angeregt durch einen Aufsatz des Dr. Heinrich Wallmann: „Vermuthungen über den Ursprung des Pinzgauer

Wallfahrtsliedes“ — daß diese Wallfahrt nicht mit dem Bauernaufstand von 1526 zusammenhänge, sondern erst seit dem Jahre 1569 alljährlich am Pfingstmontag zum Dom nach Salzburg gegangen, 1789 aber auf Ansuchen des Dekanates Saalfelden aufgehoben worden sei. Obwohl, nach Schallhammer's Angabe, Oberpinzgau an der Prozession nicht betheiligt war, ist doch die Entstehung dieses Liedes in Pinzgau selbst nicht anzunehmen; vielmehr hat „ein Pinzgauer“ (Pfarrer Hutter?) in der Salzburger Zeitung von 1861 nachgewiesen, daß weder die Mundart die pinzgauische sei, noch der Inhalt für das Gebirgsland passe. Die Strophen, welche das Biertrinken verspotten, sowie die, welche des theuren Bausteines erwähnt, sprächen viel eher für die Entstehung des Liedes im Flachgau. Es ist, sagt der anonyme Verfasser des Artikels, vielmehr ein Spottlied der Bauern des Flachgaues zur Verhöhnung der Pinzgauer. Und nun bringt er „das Kirchföscht-Gsang“, wie es im Pinzgau selbst gesungen wird. Daß dieses Lied von den Pinzgauern im Dome zu Salzburg nicht gesungen worden, zeigt sein Inhalt; ob es aber nicht — trotz des derben Tones — doch ein altes Wallfahrtslied ist? — Es beginnt mit der Strophe:

„Buabm, heunt than ma kirchföschtn göhn,
Wo an alte Kapelln auf'n Büchl thuat stöhn,“

bittet dann St. Leonhard, den Dusl (Viehkrankheit) von den Kühen abzuwenden, ruft St. Georg für die Pferde, St. Michael gegen Pfleger und Schörgen, die hl. Elisabeth, „die laute Bösdirn“ (lobwürdige Maid), als Beschützerin der „Melzen“ (Mädchen) vor den übermüthigen Burschen und St. Florian gegen Feuersgefahr an. Mit dem anderen Liede, dem allgemein verbreiteten Spottgedichte:

„Die Pinzgauer wollten kirchfirten geh'n“,

stimmt das „Kirchföscht-Gsang“ nur in den Strophen

vom Schörgen, vom hl. Florian und in der Bitte um ein seliges Ende wörtlich überein.

Die Zeit der Entstehung jenes Spottliedes aber läßt sich nicht geradehin festsetzen; möglich, daß es in der Periode, wo der Protestantismus in Salzburg sich ausbreitete, entstand und dann durch die Emigranten außer Land gebracht wurde. Dadurch ließe sich auch die beispiellose Verbreitung dieses Liedes in ganz Deutschland leichter erklären.

Wenn auch Süß in der Vorrede zu seinen „Volksliedern" bemerkt: „Das Soldatenleben finden wir in dem salzburgischen Gebirgslande nirgends besungen; vielleicht liegt die Ursache hievon in dem Umstande, daß unter altsalzburgischer Regierung Abstellungen zum Militär häufig in Folge civilstrafrichterlichen Erkenntnisses stattfanden", — so bleibt es doch auffällig, daß (mit Ausnahme des obenerwähnten Volksliedes über die Empörung der Zillerthaler 1645) das historische Lied einem Lande fehlt, welches in den Franzosenkriegen dem benachbarten Tirol würdig zur Seite stand. Seine Stelle vertritt hier das Gelegenheitslied, welches sich über einzelne Stände oder Zeitereignisse in mehr oder minder satyrischer Weise ergeht. Hieher gehören z. B. aus älterer Zeit die Lieder über das Abschaffen der Feiertage in Baiern (Süß, Seite 111) und über die Salzburger Landwehr 1809 mit dem bekannten Refrain: „Nur schön langsam voran" (Süß, Seite 135.) — Leider hat Direktor Süß es unterlassen, die Namen der Dichter zu erforschen, auch dort, wo es noch leicht möglich gewesen wäre, ja selbst, wie wir sehen werden, wo er ihn kannte, den Namen dem Liede nicht beigesetzt. So verdanken wir die Erwähnung der salzburgischen Volksdichter meist der Sorgfalt Dürlinger's, dem keine Notiz zu unbedeutend schien, sie der Nachwelt aufzubewahren.

IV.

Unter den Salzburger Volksdichtern unseres Jahrhunderts ist der älteste der Scheffauer; nach Dürlinger war er der Sohn eines Weibes, das in dem Rufe einer Prophetin stand, der Fürstenlies oder Fischtin, welcher nach „Kleinbrod" in Pinzgau herumschweifte und meist komische (satyrische) Lieder dichtete; nach anderen Angaben soll er Georg Glocker geheißen haben und Dienstknecht des Oberscheffauerlehens in Sulzau bei Neukirchen gewesen, später nach Krimml übersiedelt und dort um 1830 gestorben sein. Er konnte weder lesen noch schreiben. Von seinen Liedern erwähnt Dürlinger die Krimmlerwirths-Holzhütte*) (um 1800 entstanden), gibt aber keine Probe davon; daher mag es hier eine Stelle finden. Das Gedicht schildert das verwahrloste Hauswesen des Krimmler Wirthes, die Holzhütte, das Brückel, die Brunnstuben, der Backofen, die Fensterbalken und die Stallthüre klagen dem Dichter ihren Verfall. Die 1. Strophe lautet:

„I hun wölln ban Krimmler Wirscht einkehrn,
„Aft hear i die Holzhüttn rehrn,
„Sie sagt: i bin a arme Haut,
„Hun koan Scheitl Holz an Bauch,
„Die Leut, die thean no s' Gspött draus treibn,
„Daß i a so Hunger muaß leidn",

und schließt mit den Zeilen:

„Sein thuat all's kloan z'rissn und kloan z'lumpt
„Was dalogn is, mögt kam a halbs Pfund".

---

*) Durch freundliche Vermittlung des Lehrers in Neukirchen, Franz Mayböck, erhielt ich dieses, wie zwei später zu erwähnende Dichtungen des Scheffauer, aus der Liedersammlung des Neukirchner Volksdichters Isidor Ingruber, von welchem nachher noch die Rede sein wird. — Wie Isidor Ingruber angibt, soll auch das Gelegenheitsgedicht: „Da Noikirchna Antlas" (Frohnleichnamstag) über das Tragen des Muttergottesbildes durch vier „schöne Prangerinnen", welches Süß im Museumsbericht von 1867 ohne Nennung des Verfassers veröffentlichte, von Scheffauer herrühren.

Kulturgeschichtlich interessanter erscheint ein zweites Lied des Scheffauer aus der Zeit der baierischen Regierung, „die Weltmod'", in welchem er die neue Zeit schildert, welche über Salzburg hereingebrochen:

„I woaß nit, sollt i lachn
„Oda sollt i trauri sein,
„I kann's nit anderst machn
„Und es geht mir do nit ein.
„Hiatzt hat sie die Welt vakerscht
„Und is ban Plunda ga nix werscht.
„Weil der noie Gott regirscht,
„Der alt is pensionirscht."

Die „Herren" schieben alle Feiertage ein, glauben nicht viel an die hl. Schrift und an Josuas's Gebot, daß die Sonne sollt stille stehen; „nur wenn ihnen der Wein zu Kopf thut steigen, dann ziemt sie's, daß die Welt thut gehn." Doch auch die Bauern sind nicht viel besser:

„Die Gmoan' tragn a a Kleiderpracht,
„I kunnt enks nit dasagn,
„Is all's af noie Mode g'macht
„Von Fueß af bis zan Kragn." —
„An Strümpf'n stricken's Möd'l d'rein,
„Das sollt die boarisch' Wappen sein". —
„Hiatzt müaßn's g'strickte Röckl hab'n,
„Sand andre nimma guat;
„Der Toifl muaß a Nötz a hab'n,
„Aft fangt er Seelen gnua. —
„Vom Huat hängt a a Schnur davon".

Zwei Dirnen haben eine ganze Nacht studiert, wie der „Vorhang" (Brustlatz) werden sollte:

„A greana Taffat war halt rar,
„Wanns überall voll Rosen war".

Auch die Kinder verfallen der neuen Weltmode:

„Es liegt da Gmoan a nit viel an,
„Das siacht ma ba der Zeit.
„Wann grad a Kind nur tanzn kann,
„Aft habn's die größte Freud.
„Sie stellen's schon ba Zeiten an,
„Daß oft oans nu nit bet'n kann."

Darum straft der liebe Gott die Menschen mit viel Noth:

„Weil die Welt hiatzt so vablendt
„Und Neamand fast sein Unrecht kennt;
„Wann miar uns nit thoan bekehrn,
„Aft kunnt's nit bessa wer'n".

Den gleichen Ton schlägt ein anderes Gedicht ein, das wahrscheinlich auch von dem Scheffauer verfaßt ist: „Menschenmoden und Sitten"; es beginnt mit der Strophe:

„Wann i die Welt zan Spiegel nimm
„Und guck a wenk hinein,
„So siach i Narrn, daß i dakimm,
„Nit grad an achti oder neun.
„Die Welt thuat si a so vakehrn,
„Weil ma viel Ding nimma kennt,
„Wia's ehnta gwesn send".

Zu den älteren Liederdichtern gehört auch der Handelwirth in Lend, Sebastian Oberlechner, geb. 1793, gestorben 1852. Von ihm brachte Süß in seinem Liederbuche zwei satyrische Gedichte auf die Goldegger: das Goldegga-Liad (1810) und: „Ueba's Gsanga Dicht'n der Goldegga Buabn", und ein Gelegenheitsgedicht: „Der Mauthna Baschtl auf da Lendt", der einem Offizier beim Rasiren die Wange schindet, so daß dieser mit noch halb beseiftem Gesicht schleunig seine Reise nach Gastein fortsetzt, wo ihm durch die Heilkraft des Bades die Haut wieder nachwächst.

Als Dichter von Wildschützenliedern nennt Dürlinger den Tischler-Hans von Uttendorf. Lehrer Lackner in Uttendorf, der eine Sammlung pinzgauischer Lieder besitzt, berichtete mir, daß der Dichter Johann Blaickner geheißen und um 1836 gestorben sei.

In Bruck lebte der blinde Geigerhans, über welchen Näheres zu erfahren nicht mehr möglich war. Von seinen „nicht unwerthen Liedern" führt

Dürlinger das „Sunnberger Bänerl" an, das mit dem Liede: „Das Unkberga Bäuerl" bei Süß gleichlautend ist. — Unter der Ueberschrift, „'s Pinzgera Sumberga Bäuerl" bringt Süß ein anderes Lied mit den Eingangszeilen:

„Bin a stinknothigs Sumberga Bäuerl,
„Woaß oft nit, wo aus und wo ein".

Als Pinzgauer Liederdichter aus vergangener Zeit werden auch genannt: Der „Gsanglmacher" Dellinger Hans in Neukirchen, wandernder Sänger und Hackbrettspieler, und der Aschan Anderl vom Oberaschaugut ebendort.

Pfarrer Bartlmä Hutter, der 1873 in Bruck in Pinzgau starb, soll viel in der Volksmundart gedichtet haben. Lehrer Lackner theilte mir von ihm ein Lied: Der Pinzgauer Fopper (Prahlhans) mit, welches mit dem gleichnamigen Gedichte eines ungenannten Verfassers in der Nachlese von Süß' Volksliedern (Museums-Bericht 1867) mit geringen Abweichungen übereinstimmt:

„Af da Welt is kreuzlustög,
„Kreuzlustög vasteihst,
„Und an so an lustögn Ascht (Ort)
„Bin i mein Lebtag nia g'weist
„Bin a leibfrischa Bua,
„Mia geiht's allweil recht guat,
„I han saggarösch Schneid
„Und a Geld weita gnuag."

Die Schlußstrophe lautet, etwas abweichend von dem Texte bei Süß:

„A Kreuz und a Plag
„Muaß an iada Mensch hab'n,
„Da Himmel steiht süst Niamd
„Off', das woas i z'sag'n.
„Miar is das allagrößt'
„Kreuz auf da Welt,
„Daß i ga so viel Schneid han
„Und ga so viel Geld".

Als ich im letztverflossenen Herbst Pinzgau durchwanderte, um der Volksdichtung dieses schönen Gaues nachzuforschen, war ich nicht wenig erfreut, zu hören, daß der Liederdichter Isidor Ingruber in Neukirchen noch am Leben sei. Bald sollte ich ihn persönlich kennen lernen und erfuhr von ihm seinen einfachen Lebenslauf, den ich hier dem freundlichen Leser mittheile: Isidor Ingruber wurde 1814 zu Schlaiten bei Lienz geboren, kam 1839 nach Neukirchen, wo er als Tischler und Maler sich sein Brod erwarb. 1844 an den Blattern erkrankt, verlor er allmälig sein Gesicht und fristet seit 1873, nahezu erblindet, sein Leben nur mehr als Bote nach Mittersill, mit Hilfe seines Stockes und seiner genauen Ortskenntniß. Das scharfe Ohr des Greises hört den auf der engen Landstraße herannahenden Wagen und an den Wegzaun gedrückt, läßt er diesen an sich vorbeifahren; so sah ich ihn, als wir am frühen Morgen mit dem Postwagen nach Mittersill zurückkehrten.

„Isidor“, wie man ihn in Neukirchen gewöhnlich nennt, ist seit 1845 dichterisch thätig; er dichtete Schnadahüpfl, Wildschützenlieder, Lieder über den Bauernstand, Hirtenlieder, vor allem aber Gelegenheitsgedichte; „historische Lieder“ nennt er sie. Ward in Oberpinzgau irgendwo ein lustiges oder verkehrtes Stückchen aufgeführt, so brachte man das Isidor zu Ohren, der nicht verfehlte, es zu besingen*). — Direktor Süß kannte ihn und nahm von seinen Liedern in die Nachlese seiner Sammlung (1867) folgende auf: Zwei Hirtenlieder, dann von weltlichen Liedern: der Pinzgauer Bauer, der verzagte Bauer, der Wildschütz, Was soll ich denn werden? der neue Kramladen,

*) Ein solches Gelegenheitsgedicht schildert die umfassenden Vertheidigungsmaßregeln, welche man 1859 in Wald traf, als sich das Gerücht verbreitete, Garibaldi rücke gegen Pinzgau heran. (!)



das Krimmler Lied, die Wassergäns und die Spiegelgäns, die Geldnoth und die Erfindungen jetziger Zeit. Doch erst in dem Vorworte der (ungedruckt gebliebenen) Nachlese seiner Volkslieder, welche er dem städtischen Museum hinterließ, nannte er den Dichter beim Namen; man müßte denn hieher rechnen, daß ein Lied bei Süß die Ueberschrift trägt: „Der noi Kramladn des Isidor z' Noikirch'n".

Isidor trägt selbst heute noch seine Lieder mit dem scharfen Accent des Pinzgauers, frisch und lebendig vor; so hörte ich ihn das nachfolgende Gedicht: der Mensch ohne Geld, und im Vereine mit einem freundlichen Nachbar, der zugegen war und Isidor's Lieder gut kennt, auch das Zwiegespräch: „Der Bauer und der Hantierer" mit dramatischer Lebhaftigkeit vorführen. Er ist sich seiner Formgewandtheit wohl bewußt und klagte mir, daß „Herr Süß" beim Abdruck seiner Lieder seine Reime nicht genau beachtet habe, ein Schicksal, welches bei der Schwierigkeit, den Pinzgauer Dialekt in Schriftzeichen zu fassen, vielleicht auch die Proben treffen könnte, die hier gebracht werden sollen.

Von seinen noch ungedruckten Dichtungen sind die oben erwähnten Gelegenheitsgedichte für weitere Kreise meist unverständlich, wenn sie auch dem Eingeweihten viel Spaß gemacht haben mögen, wie: der Weber Hansl, die Bärenjagd in Hollersbach, der Lederer Hengst u. A. — In dem Gedichte: „Da Heiratgeist" macht er sich lustig über die heiratssüchtigen Alten:

„Das schüttelnde Fieber wearst blei wieda guat,
„Wanns oan oanmal rechtsinnig a'beuteln thuat;
„Da Heiratsgeist nimmt aba doscht oft koan End,
„Wann d' Leut a sechzg Jahr oder no älta send".

Das dialogische Gedicht: „Der Bauer und der Hantiera (Handwerker) in Stritt" bringt in sehr bezeichnender Weise den Verkehr zwischen Bauer und Handwerker zum Ausdruck:

Hantier.: Hiatzt sand fast dö Goaß so thoia,
Wiar in d' zwanzga Jahr'n dö Küah.
Bauer: 's Vieh, ma hats wohl g'sechn hoia,
Hat ma kam vaschenkt mit Müah.
Hantier.: Ja vaschenkt um doppelt's Geld.
Bauer: Du hast gwiß a nit recht zählt.
Hantier.: S' Schmalz, das kost hiatzt a viel mehra,
Wiar am erst dö thoian Jahr.
Bauer: Is enk z' thoia, o ös Rehra,
Kafts uns g'wiß koa Schmalz nit a.
Hantier.: Aft schmierats halt damit dö Wag'n,
Bauer: Gscheida war's, als enkrö Krag'n.

„Die Kramakrax". Eine solche hat sich der Dichter aus Buxbaumholz machen lassen,

„dö werst eppa wohl all' fass'n meine Schnacks" (Späße).

und nun zählt er voll Laune seine Waaren auf:

„Klufn, Nadeln, Kummatklensta nach der Wahl,
„Beutltuach und Diarnafensta von Kristall,
„Engö und hübsch weitö Reita (Siebe),
„Floig'n=Sand und guetö Kräuter für dö Gall",

und so fort. Er fürchtet aber, seine Hörer mit dieser Aufzählung zu ermüden:

„Gar all's kann i ja nit nenna, wuscht ma z'lang,
„Das thua i wohl selba kenna, enk wuscht bang.
„War süst guat all's drein z' dabringa;
„Wuscht aft nimma gar mit'n singa aft mein G'sang".

Der „Buama=Stand" preist die Unabhängigkeit des ledigen Burschen:

„Da schönstö is da Buama Stand
„Von Ständen auf da Welt,
„Es is schon allgemein bekannt
„Und wird gar oft dazählt.
„Da Bua is für si selba Herr,
„Eahm mag's ban Loch nit aus.
„Is er no g'sund, was braucht denn er
„Aft Feld und Hof und Haus?

„Dem Buam, dem geht's ja imma guat,
„Hat er a bisl Schneid,
„A bisl Löbn und an Muath,
„So is sein Stand a Freud.

„Er singt und tanzt frisch durch die Welt,
„Was braucht er denn no mehr,
„Und hat er glei oanmal koan Geld,
„So gibt er halt koans her".

Dem Stoffe nach keineswegs neu, dagegen in der Darstellung höchst originell, insbesondere durch den Reichthum an Bildern, ist das Gedicht: „Der Mensch ohne Geld", mit welchem wir, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden, diese Charakteristik des salzburgischen Volksliedes schließen wollen. Die Sprache schwankt hie und da zwischen dem Schriftdeutsch und der Mundart, eine Erscheinung, die uns bei Naturdichtern, zu welchen wir Isidor Ingruber wohl zählen müssen, oft begegnet. Der Naturdichter sucht sich meist der gebildeten Sprache anzunähern, ähnlich, wie die moderne Salon-Dialektdichtung oft nach dem mundartlichen Ausdrucke ringt, ohne ihn zu treffen.

Da Mensch ohne Geld.

Da Mensch ohne Geld kimmt ma für auf da Welt,
Wiar a Ochs ohne Kopf, wiar a Haus ohne Thür,
Wiar a Uhr, dö grad geht und nit zoagt und nit schlagt,
Wiar a Bam, der dlei blüaht und nit tragt.

Da Mensch ohne Geld kimmt ma für ganz bestimmt,
Wiar a Goaß, dö dlei bockt und koan Kitz nia bekimmt,
Wiar a Schütz, der grad meßt und brav schiaßt ohne Ziel,
Wia weit weg vom Wasser a Mühl.

Da Mensch ohne Geld kimmt ma für, muaß scho sag'n,
Als wia mit drei Füaßn a Holzaschneidschrag'n.
Wiar a Schmied, der koan Eisen nit hat und koan Kohl,
Er is netta wiar a Schaf ohne Woll.

Da Mensch ohne Geld is wiar a Alm ohne Küah,
Wiar a Sunnring, wann's regn't, daß d' nia woaßt, wia früa,
Er is wiar a Orgl und a Chorsingerei,
Wo koan Weis' und koan Stimm is dabei.

Da Mensch ohne Geld is wiar a Wald ohne Bam,
Er is wiar a Kaffee ohne Zucka und Rahm,
Wiar a Fuchs ohne Balg, wiar a Haas ohne Ohr'n,
Wiar a Sunnberga Bua, der halb g'fror'n.

Da Mensch ohne Geld kimmt ma für schierga gar,
Wiar a Kirch, wo koan Kanzl is und koan Altar,
Wiar a Kellnerin, dö no nöt fünfö zähl'n kann,
Wiar a Stiel und koan Löffel nit d'ran.

Da Mensch ohne Geld is wiar a Thurn ohne G'läut,
Wiar a Sag ohne Zähnt, wiar a Sanß ohne Schneid,
Wiar a Wiascht, wo ma z' ess'n und z' trink'n nit kriagt,
Wiar a Wachtl, dö gar allweil lüagt.

Da Mensch ohne Geld kimmt ma für nit ganz grad,
Wiar a Stadt ohne Haus, wiar a Land ohne Stadt,
Wiar a Jack mit a Glock, wiar a Bock ohne Bascht,
Wiar a Bach, der koan Wasser nia g'wascht (gewahrt).

Da Mensch ohne Geld is so hoch kam an Werscht,
Wiar a Stub'n ohne Ofen, wiar a Kuchl ohne Herschd,
Wiar a Knödl ohne Fleisch, wiar a Muaß ohne Schmalz,
Er is nett', wiar a Supp'n ohne Salz.

Da Mensch ohne Geld is wiar a Goaß, die halbtodt,
Wiar a Henn, dö nit lögt, wiar a Böck ohne Brod,
Wiar a Baua ohne Lech'n, wiar a Jaga ohne Büx,
Er is nett' wiar um zwön Kreuza nix.

Da Mensch ohne Geld is wiar a Broi ohne Bier,
Wiar a Roß, das ma eispanna sollt ohne G'schirr,
Wiar a Melcha, der z' Alm nia kas't und nia rürscht,
Wiar a Kuah, dö das ganze Jahr stiarscht.

Da Mensch ohne Geld is wiar a Wagna ohne Beil,
Wiar a Schlossa, dea Schraubstock koan hat und koan Feil,
Wiar a Fuhrmann, dea förscht ba da Straß ohne Roß,
Wiar a Bua, der von Diarndl ganz los.

Da Mensch ohne Geld is wiar a Winta ohne Schnee,
Wiar a Haus, wo bei hiatziga Zeit koan Kaffee,
Wiar a Schusta ohne Leda, wiar a Krama ohne Waar,
Er is nett' wiar a Kopf ohne Haar.

Da Mensch ohne Geld, is er blei volla Pfiff,
Gleicht an Eisenbahnzug ohne Lokomotiv,
Er bringt's nit recht weita, er mag thoan, wiar a will.
Sein Fuhrwerk geht gar wolta still.

D'rum Leutl, hiatzt wünsch' i enk all'n brav Geld,
Aft mögt's enk recht rühr'n und vadrah'n auf da Welt,
Mögt's ess'n und trinka und thoan, was enk freut,
Aft seid's überall ang'sechne Leut'.

Wenn man nun fragen wollte: Und ist dieser Volksgesang heute noch lebendig, singt man im salzburgischen Gebirgslande noch in alter Weise? — so mag als Antwort dienen, was dem Verfasser dieser Zeilen ein mit den Verhältnissen Pinzgaus vertrauter Leser des „Salzburger Volksblattes" nach dem Erscheinen der ersten Artikel über „die Volksdichtung in Salzburg" mittheilte: Die alten religiösen Lieder, die Wildschützen- und Liebeslieder werden auch im Gebirge immer seltener gehört: an ihre Stelle traten hie und da (mitunter sehr schöne) Lieder aus der modernen Kunstdichtung. Wie diese Lieder Eigenthum der Bevölkerung werden konnten, erklärt sich am ehesten aus der nunmehr erfolgten Aufschließung unseres Gebirgslandes für das moderne Verkehrsleben, welche mit der Eröffnung der Giselabahn begann.

Die kurzen „Gsangel" zum „Ansingen" finden sich in Oberpinzgau fast gar nicht mehr und wenn man sie bei einer Hochzeit, einem Tanze, einer Schützenunterhaltung noch zu hören bekommt, so sind die Sänger derselben Unterländer oder Tiroler. Der Oberländer singt nur noch, wenn er „angesungen" wird und dann kommt höchstens bei älteren Leuten noch etwas Ordentliches zu wege. In seinem ganzen Wesen ist der heutige Oberländer verschlossen, still, in sich zurückgezogen.

In Unterpinzgau ist das „Ansingen" hie und da noch üblich; der Herausfordernde beginnt meist mit den Worten:

„Dans muaß i heunt singa
„Dans mecht i enk sagn,
„Und von N. N.
„Mecht i a Gsangl dafragn."

Warum im Oberland nicht mehr „angesungen" wird, dürfte wohl nur dem stetigen, ja rapiden Abwärtsgehen im Wohlstande der Bevölkerung zuzuschreiben sein; schlechte Verhältnisse erzeugen bekanntlich die

Gegenstimmung von Singen. Es gibt in Oberpinzgau sehr wenig größere Bauern mehr, die ein schuldenfreies Leben haben und die kleinen leben ohnehin als rechte „Fretter", wie man sie dort nennt. Soweit mein Gewährsmann. — Auch in unseren Gebirgsgauen vollzieht sich also der unaufhaltsame Prozeß der sozialen Umgestaltung, welcher schonungslos mit der alten Poesie des Volkslebens aufräumt.

Auf diese untergehende Volkspoesie sollten noch einmal weitere Kreise aufmerksam gemacht werden, damit vielleicht ein oder der andere sich angeregt fühle, zu sammeln, was der Rettung werth erscheint; sollte das gelingen, so hat dieses anspruchslose Bild unserer Volksliederdichtung seinen Zweck erreicht.

Das Volksschauspiel in Salzburg.

Von

H. F. Wagner.

Salzburg 1882.
Mayrische Buchhandlung.

I.

Die Anfänge des deutschen Volksschauspieles reichen in das frühe Mittelalter zurück und liegen bekanntlich theils im Gottesdienste, theils in Belustigungen des Volkes.[1]) Daraus ergibt sich, obwohl im Wesen des Dramas nicht begründet, eine Scheidung desselben in geistliches und weltliches Spiel, welche auch wir in der Folge beibehalten wollen.

Die kirchlichen Feste mit ihren Spielen sollten als Nachahmungen der gottesdienstlichen Handlungen ebenfalls dem religiösen Bedürfnisse des Volkes dienen. Was an den heidnischen Götterdienst der alten Deutschen erinnerte, die Spiele, die sich auf den Wechsel der Jahreszeiten bezogen (so Sommer und Winter im Kampf) mußte dem neuen christlichen Kultus dienstbar gemacht werden. Die hohen Feste von Weihnachten bis zum Himmelfahrtstage gaben Veranlassung, die Schaulust des Volkes zu befriedigen. So gingen die geistlichen Spiele aus dem kirchlichen Ritus hervor, in dessen Responsorien schon ein dramatisches Element lag.

Wir müssen daher vor Allem die Aufzeichnung jener Feste und Gebräuche, welche zum Theil noch heute bei unserem Volke die festlichen Tage des Jahres begleiten, und zwar zunächst die religiösen Gebräuche, dann die weltlichen Belustigungen unseres Landvolkes ins Auge fassen:

---

[1]) Julius Tittmann, Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert. 1. Band, Leipzig 1868.

Die drei letzten Donnerstage im Advent heißen in Süddeutschland die Klöpfelnächte. Die »Anklöpfler« (in Salzburg »Anglöckler« genannt) ziehen von Haus zu Haus, bringen ihre Sprüche vor und heischen dafür eine Gabe. L. Hübner hat in seiner »Beschreibung des Erzstiftes« ein Anglöcklerlied aus Pongau aufgezeichnet mit alterthümlichen Grußformeln an den Hauswirth, die Hausfrau, Knecht und Dirne und das Kindlein in der Wiege, denen dann Glückwünsche folgen. August Hartmann[1]) vermuthet, diese alte Sitte des »Anglöckelns« beziehe sich vielleicht auf das Herumwandern Marias und Josephs in Bethlehem, um Herberge zu suchen.

An denselben Abenden gingen früher in Oberbaiern die Burschen »Anrollen«, d. h. vermummt, mit Schellen (Rollen) behangen, sangen Sprüche und sagten Räthsel in die Häuser hinein, die Hausbewohner wieder solche heraus, die man gegenseitig zu lösen suchte. Diese Räthsel sind theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts. Die geistlichen Räthsel haben ihr Vorbild im alten und neuen Testament und in der Mystik des Mittelalters. Die weltlichen Räthsel der »Anrollnächte« erinnern an die schon im 14ten Jahrhundert erwähnte Sitte, daß die jungen Männer zu Neujahr vor die Häuser ihrer Liebsten gingen, um durch Gesang einen Kranz zu erlangen. Von diesen Kranzgesängen mögen nun die Räthsel einen Theil gebildet haben.

An anderer Stelle[2]) theilt Hartmann Proben solcher Räthsel mit, von welchen wir die auf unsere Gegend bezüglichen herausheben wollen:

---

[1]) A. Hartmann, Weihnachtlied und Weihnachtspiel. München 1875. — In Thalgau gilt als »Klöcklnacht« blos der Vorabend des Dreikönigstages, wie das Diözesan-Handbuch berichtet.

[2]) A. Hartmann, Volksschauspiele. Leipzig 1880.

„Was thatma denn iatzt da: du warst in Oesterreich drent und i herent und alle zwen thatmar uns in da Salza zwaha (waschen) und in oan Handtuach atrückan." — Antwort: „An da Sunn atrückan."

„Wia kimmt die Krahn üba d'Salzar übari?" — Antwort: „Schwarz".

„Was's in Salzburg in die Häfen drinn habnt?" — Antwort: „An Bodn".

An anderer Stelle theilt Hartmann ein Anrollgsang mit, das der Volksdichter Ferdinand Joly verfaßt hat, auf welchen wir später zurückkommen werden.

Die volksthümlichen Weihnachtslieder wurden außer beim Gottesdienst zu gewissen Zeiten (meist von Weihnacht bis Dreikönig) von herumziehenden Sängern, die einen beweglichen Stern auf einer Stange mit sich trugen, auch vor und in den Häusern gesungen. Diese Sitte, das Stern- oder Ansingen, reicht in's frühe Mittelalter zurück. Die Lieder schlossen meist mit der Bitte um eine Gabe, und je nach dem Beifalle, den das Lied gefunden, erhielten die Sternsinger eine oder alle der sieben üblichen Gaben (in Eßwaaren). In den salzburgischen Volksliedern von Süß findet sich auch ein Danklied der Sternsinger nach dem Empfang der Geschenke, das einen Glückwunsch zum Neujahr enthält.

Am Christtag bestand in älterer Zeit in vielen Kirchen Deutschlands, so auch in Salzburg, die Sitte[4]), ein Bild des Jesukindes, in der Wiege liegend, aufzustellen. An der Wiege saß eine die Gottesmutter vorstellende Jungfrau; sie forderte einen zu Füßen der Wiege stehenden Jüngling, der den heil. Joseph vorstellte, zum Wiegen des Kindleins auf; während des Wiegens sang der Chor ein Weihnachtslied.

[4]) Jos. Ampferer, der Mönch von Salzburg. Gymnas.-Programm von 1864.

Der Palmsonntag, sagt Zingerle (Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes) war ein eigenes Volksfest im schönsten Sinne des Wortes. Er beschreibt den Umzug des Palmesels in Lienz folgendermaßen: „Mitten in der Kirche steht auf einem ziehbaren Wagengestell ein Esel aus Holz geschnitzt, Christus darauf sitzend mit blauem Mantel, zum Einzug gerüstet, den Oelzweig in der Hand. Nach Mittage zieht er aus in die Stadt, von Haus zu Haus, der Organist als Reigenführer an der Spitze, acht Knaben in Chorhemden neben ihm, zwei Männer den Wagen ziehend, einer schiebend und stützend hinterdrein, ringsum Wolken neugierigen Volkes, frohlockender Knaben, andächtiger Frauen, den Mantel Christi küssend. In jedes Haus, dessen Thüre nicht zu klein ist, wandert er ein, Christus in der Mitte, die Knaben ihn umringend, ein lateinisches Lied anstimmend, Alles rings aufmerksam und gespannt. Ist der Sang vorüber, so erhält der Organist vom Hauseigenthümer Geschenke an Geld und Naturalien. Mit Früchten des Feldes wird Christus vom Landmann herausgeziert, der Bäcker hängt ihm ein Dutzend Bretzen an den Zaum, die Wirthin steckt ihm ein Pfund Flachs in den Sack. So geht der Zug vom ersten bis zum letzten Haus.“

In Salzburg scheint es dagegen ein lebender Esel gewesen zu sein, dessen man sich bei dem Umzuge bis ins 18. Jahrhundert hinein bediente. Bei den Opfern des Jubiläums-Hirtenbriefes (1782), berichtet Koch-Sternfeld (die letzten 30 Jahre des Erzbisthums Salzburg), erinnert man sich noch des Palmesels des Frauenklosters am Nonnberg, der jährlich am Palmsonntag eine sehr glänzende Rolle gespielt hatte. Er mußte geviertheilt (die frommen Frauen nahmen selbst diese Exekution vor)

und ein Stück davon zum Beweise des stracken Vollzuges dem Konsistorium eingeliefert werden.

Noch heute wird in Puch bei Hallein am Samstag vor dem Palmsonntag ein hölzerner Esel, auf welchem eine Christusfigur sitzt, herumgetragen und bleibt dann bis zum Mittwoch in der Charwoche in der Kirche aufgestellt. Zwischen den Ohren des Esels werden Kerzen aufgesteckt. Dann wandelt der Esel wieder zurück in das Haus eines Bauern, wo er das Jahr über aufbewahrt wird.

Johann Stainhauser[1]), hochf. salzburgischer Sekretär, erzählt in den „Denkwürdigkeiten des Erzbischofs Marx Sittich", wie dieser „ein Liebhaber von Aufzügen und Mummereien gewesen, womit er die Religion zu ehren gedachte". Der Erzbischof hielt ungemein viel auf den äußeren Kultus, auf Prozessionen, Kirchfahrten u. s. w.; besonders liebte er geistliche dramatische Vorstellungen. Der Stoff derselben war der Bibel entlehnt, das Beiwerk mit Allegorien und Symbolen reich ausgestattet. So gab zur Fasten 1619 die Bruderschaft der heil. Monika ein allegorisches Spiel, eine Vorstellung der fünf Sinne des Menschen, die zu Gottes Ehr' allein dienen sollen, und zwar jeden Sonntag über einen der Sinne: Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch und das Greifen. Ein Eremit sprach zu jedem Bilde die begleitenden Worte.

Die Charfreitagsprozession mit den Figuren aus der Passionsgeschichte, bei welcher ein Eremit in deutschen Versen das Leiden Christi an den Stationen vortrug, führte Marx Sittich am Charfreitag 1613 auf eigene Kosten ein. In der Folge, sagt G. A. Pichler, wurden diese Prozessionen mit mimischen Darstellungen verbunden.

[1]) Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. 1. Band. Wien 1878.

P. Amand Jung theilte in „Beiträgen zur Schilderung des kirchlichen Lebens in Salzburg" (Mittheilungen der Landeskunde I.) aus den Urkunden des Klosters St. Peter eine Aufzeichnung der Ordnung der Prozessionen dieser Zeit mit. Daraus entnehmen wir Folgendes:

Ordnung der Charfreitags-Prozession um 1615 mit folgenden Bildern: Das Abendmahl des Herrn, der Oelberg, die Gefangennahme Christi, die Verspottung Christi, die Geißlung Christi im Wagen, die Krönung Christi, Ecce homo, Christus und Simon von Kyrene, die Kreuzigung Christi, der Berg Calvari, die Kreuzabnahme, Christi Begrabung, die Vorhölle.

Eine andere Ordnung der Prozession von 1617 und 1619 enthält: Die Bruderschaft des Fronleichnambs Jesu Christi mit nachfolgenden Figuren: 1. Das Abendmahl, 2. die Fußwaschung, 3. der Oelberg, 4. die Fachung Christi, 5. die Verspottung vor Herodes, 6. die Geißlung Christi, 7. die Krönung, 8. das Ecce homo, 9. das Urtheil und die Handwaschung Pilati, 10. die Ausführung Christi, 11. die Annagelung Christi, 12. der Berg Calvari, 13. die Abnehmung Christi, 14. das Begräbniß Christi, 15. die Vorhölle.

Eine Charfreitags-Prozession von der Universität aus, durch die Stadt angestellt (1712), war mit allegorischen und mythologischen Figuren ausgestattet.

Am Himmelfahrtstage wurde noch im 19. Jahrhunderte des Herrn Auffahrt dadurch gefeiert, daß man ein Christusbild zur Kirchdecke emporzog, das dann im „Heiligengeistloch" verschwand. Im 17. Jahrhunderte, berichtet Schmeller, wurde das Spektakel in Baiern noch weiter getrieben; es

wurde nämlich in den Landkirchen „eine gekleidte und angezündte Bildnus" des bösen Geistes von der Höhe herabgeworfen, um welche das gemeine Volk sich reißen that und die Fleck', welche sie davon bekamen, in den Feldern aufsteckten, in der Zuversicht, daß der Schauer daselbst nicht schlagen soll.

Zu Pfingsten wurde eine Taube, die den Heiligengeist darstellte, von der Kirchendecke herabfliegen gelassen oder auch eine hölzerne Taube aus dem Heiligengeistloch herabgelassen.

Auf die feierlichste Weise wurde die Frohnleichnamsprozession begangen. Westenrieder theilte in seinen „Beiträgen zur vaterländischen Historie" eine Ordnung der Münchner Frohnleichnamsprozession von Herzog Wilhelm V. aus dem Jahre 1580 mit, aus welcher hervorgeht, daß, wie bei der Charfreitagsprozession, ein mit seltener Pracht ausgerüsteter Zug mit Figuren in biblischen Charakter-Costümen unter die Festlichkeiten des Tages zählte. — In Tamsweg. St. Michael und Muhr erschien bei der Frohnleichnams-Prozession eine Riesenfigur, der Samson, welche wahrscheinlich der altdeutschen oder slavischen Mythologie entstammte und von den Kapuzinern, welche die Prozession mit vielen Figuren ausstatteten, in den alttestamentarischen Samson umgestaltet wurde. Archidiakonal-Kommissär Joh. B. Senninger (1761 bis 1769) stellte alle diese Figuren ab; der Samson kehrte aber bald wieder zurück.

Das Sonnwendfeuer am Tage Johann des Täufers wurde in älterer Zeit selbst im Innern großer Städte angezündet, obwohl es seit Jahrhunderten, früher als unchristlich, dann als feuergefährlich verboten war. Noch 1751 mußte die Feuerordnung von München ein Verbot des Sonnwendfeuers in den Gassen aussprechen.

II.

Auch an weltlichen Volksbelustigungen fehlte es in Salzburg von Alters her nicht.

Das Volk in Salzburg war, sagt Adam Wolf [1]) immerdar kräftig, fröhlich und die alte Lust ließ sich nicht völlig unterdrücken. Noch unter den Erzbischöfen Leonhard v. Keutschach und Matthäus Lang gab es öffentliche Maskeraden, Mummereien, ein Fressen, Saufen und Spielen allerlei. Erzbischof Marx Sittich ließ diese »heidnischen« Fastnachtspiele zwar nicht abschaffen, gestattete sie jedoch nur in einer bestimmten Ordnung unter fürstlicher Aufsicht und Theilnahme seines Hofstaates. Bei dem Maskenzug auf dem Hetzplatz erschien die gesammte Hofdienerschaft ebenfalls vermummt, die Leibtrabanten liefen Sturm auf einen großen Steinhaufen, zuletzt wurde ein Bär gehetzt und, wie der Chronist sagt, „alles ist lustig und schön zu sehen gewesen und wohl und ohne Schaden abgangen."

Unter den Volksfesten in Salzburg ist vor Allem der Einritt des neugewählten Erzbischofes in die Stadt zu nennen, zuerst erwähnt bei Erzbischof Burkhard 1462. Nebst dem festlichen Einzuge wird auch öfter die Aufführung einer „Komödie" erwähnt, so beim Einritte des Erzbisthumsverwesers Ernst von Baiern 1540.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts gab es an den fürstlichen Höfen zur Fastnacht auch sogenannte „Wirthschaften", Maskeraden mit lustiger Bauernwirthschaft.

Am Aschermittwoch wurden in Salzburg die Metzgerknechte mit Pfeifen und Trommeln aus ihrer Herberge abgeholt; ein Knecht ritt mit der

---

[1]) Wolf A. Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. 1. Band.

wehenden Metzgerfahne[1]) voran und dem Zuge folgten Schalksnarren, Mägde und Jungen. Auf dem Marktplatze nahm jeder Knecht einen Trunk süßen Weines und sprang dann in den Brunnen, „die Fastnacht abzuwaschen"[2]).

Erzbischof Marx Sittich verlegte das Fest auf den Donnerstag, weil die Gesellen am Aschermittwoch „öffentlich Fleisch gefressen". Johann Stainhauser's Chronik meldet von 1612: „Am hl. Aschermittwoch wird durch Ihre hochf. Gnaden gnädigste Anstellung die Fastenzeit mit Predigt und Abstellung der vorher vorübergegangenen Mißbräuche: Prunntragen der Metzger, auch Schulkomödien und Bauernspielen löblich angefangen." — Bis in unsere Tage erhielt sich die Sitte des Fahnenschwingens der Metzger am Faschingsonntag um 12 Uhr Mittags, früher im Gasthause zum goldenen Ochsen, jetzt beim Mödlhammer.

Die Bäckenknechte hatten in Salzburg seit den ältesten Zeiten jährlich am Faschingdienstag einen sogenannten „Barfußtanz" durch die Stadt, der aber schon 1445 abkam.

---

[1]) Erzbischof Leonhard verlieh 1512 der Metzgergilde in Salzburg für ihre Treue das Recht, ihre eigene Fahne zu halten und am Jahrestag der Metzger auszuhängen. (Hammerle, Beiträge zur salzb. Volks- und Sittenkunde. S. Zeitg. 1861.)

[2]) Ueber den Brunnensprung der Metzger, der in München am Faschingdienstag abgehalten wird, berichtet Schmeller im „baier. Wörterbuche": „derselbe ist auch sonst im Oberlande üblich, also Zunftgebrauch der Metzger überhaupt. In Rosenheim war bis 1793 beim Freisprechen der Lehrlinge das Wasserspringen üblich. In Nürnberg hatte Karl IV. der treugebliebenen Metzgerzunft die Freiheit des Schembartlaufens in der Fastnacht verliehen. Dem Ursprunge dieses Fastnachtspuckes nachzuspüren, wäre wohl vergebene Mühe. Sollte er aus einer (im Mittelalter nicht seltenen) Parodirung der Religionsgebräuche hervorgegangen sein?"

Als Volksbelustigungen in Hallein führt Hartmann an: den Metzgersprung, welcher (nach J. Vinzenz, Chronik von Hallein) 1791 abgestellt wurde, den Bretzentanz am „faisten" Donnerstag, die Maibaum-Aufrichtung auf dem Barnstein, den Reiftanz der Küfer, das Schifferstechen, welches 1822 zuletzt aufgeführt wurde, und den allberühmten Schwerttanz der Dürrenberger Knappen.*)

In Laufen und Oberndorf galten als Volksfeste: Der Jahrtag der Fischer am Montag nach heil. Dreikönig, das Himmelbrotschutzen am Frohnleichnamstage, das Durchfahren am Sonntag nach Frohnleichnam und das Wasserstechen bei feierlichen Anläßen.

Aus der Umgebung von Salzburg führt Hammerle als Faschings-Belustigungen an: Das Schemenlaufen an manchen Orten, wie Liefering und Wals, am Faschingsonntag; Männer mit geschwärzten Gesichtern oder vermummt, mit Kuhglocken um die Mitte, trugen einen Besen und einen Sack voll Kohlenstaub mit sich, womit sie die Vorübergehenden anschwärzten. Der Faschingeinritt der Marglaner in Mülln, ein Zug mit allerlei abenteuerlichen Gestalten, (Kaiser Karl mit den Untersbergmandln, die Altweibermühle, die Stierwascher u. A.), endete mit der Verlesung des „Faschingsbriefes."

„Ein Herold des Faschings auf stattlichem Rosse
„Mit Schellen geschmückt und dem buntesten Trosse,
„Verkündet dem Volk aus dem offenen Brief,
„Wie närrisch das Jahr vier und sechzig verlief."
(Marglaner Faschingzug, Gedicht in Storch's Volkssagen. Salzburg 1855.)

*) Näheres über das Alter und die Art der Aufführung dieses Tanzes berichtete Bergmeister J. Schiestl im Museumsberichte von 1865. Wie in Hallein, so war der Schwerttanz auch einst in Laufen, in der Gegend von Anthering und im Salzkammergut üblich.



Volksbelustigungen im salzburgischen Gebirgslande sind: Das Perchtenlaufen am Abend vor dem Dreikönigstage (Perchtentag) und am Faschingdienstag. L. Hübner hat dieses uralte, auf die altgermanische Göttin Perachta zurückdeutende Volksschauspiel zuerst in seinem „Erzstift Salzburg" beschrieben. — Auch die Volkssitte des sogenannten Hosenreckens am Jakobstage auf dem Hundsstein bei Zell in Pinzgau erfreut sich eines hohen Alters, nach einer Urkunde zu schließen, laut welcher Erzbischof Leonhard 1518 dasselbe wieder gestattete, soferne Schlägereien vermieden würden.

Von den Gebräuchen bei häuslichen Festen führt Hartmann aus einer Handschrift vom Ende des 18. Jahrhunderts ein Räthselspiel, das Dürrenberger Brautbegehren an, welches früher bei Hochzeiten von Bergknappen üblich war. Der Brautvater gab Räthsel, welche der Brautführer lösen mußte.

Wie reich aber unser Land einst an Volksbelustigungen, Spielen u. A. gewesen, ersehen wir am besten aus den Verboten derselben zu Ende des 18. Jahrhundertes.

Besonders freigebig mit derlei Verboten war die Regierung des letzten geistlichen Landesherrn, Erzbischof Hieronymus.

Bezüglich der religiösen Volksgebräuche erfolgten folgende Verbote:

1777 der Aufstellung unheiliger und unschicklicher Bilder, sogenannter Sinnbilder, (die „theils aus der Profan- und heidnischen Göttergeschichte genommen wurden, theils andere ganz unächte Anspielungen enthielten") auf den Ehrenpforten bei der Frohnleichnamsprozession.

1781 Verbot des Weihnachtsschießens in den Rauhnächten, 1782 des Aufstellens der Weihnachtskrippen in den Kirchen.

1782 Verbot der Johannes- oder Sonnwendfeuer und der Feuerwerke.

1784 Abstellung der sogenannten Grabtheater in den Kirchen während der Charwoche, „wo rührendes Maschinenwerk, drehende oder mit Fischen gefüllte Kugeln, kleine Springbrunnen und anderes derlei Tändelwerk die ganze Andachtsverehrung ausmachte.“

1785 Verbot des Wetterläutens und Wetterschießens mit Pöllern gegen Gewitter, Reif und Schnee. (Nur auf Hohensalzburg darf bei Gewittern eine Viertelstunde geläutet werden; sonst überall soll nur ein 3maliges Glockenzeichen gegeben werden).

1786 erfolgte das Verbot der Osterritte und anderer solcher Rittprozessionen, dann der Aufzüge, Paradirungen und Salven bei Prozessionen; 1789 der altüblichen Pinzgauer Wallfahrt, endlich 1796 des Mittragens der Marien- und anderer Heiligenbilder bei der Frohnleichnams-Prozession.

Manche dieser Verordnungen sind einerseits so bezeichnend für den Geist der Zeit, und geben uns anderseits über längst verschwundene Aufzüge näheren Aufschluß, so daß wir das Wesentliche ihres Inhalts hier wiedergeben wollen:

Am 12. März 1779 erließ Erzbischof Hieronymus einen Hirtenbrief, welcher folgende Stelle enthält:

„Ein vor andern auffallender und für das Christen-
„thum entehrender Mißbrauch sind die sogenannten
„Passionsspiele und mit verkleideten
„Personen haltende Passions-Prozes-

„sionen, welche noch vor wenig Jahren beinahe „in allen Städten und Märkten unseres Erzbisthums „am Charfreitag aufgeführt wurden und in einigen „dessen Bezirken annoch aufgeführt werden. Ein selt- „sameres Gemenge von Religion und Possenspiel kann „nicht leicht erdacht und gesehen werden; zu gleicher „Zeit, als ein Theil der Schauspieler die betrübten „Auftritte des Leidens Christi auf das beweglichste „vorzustellen bemüht ist und bei all ihrer Ernsthaftigkeit „schon öfter aus Plumpheit und Unverstand ins Lächer- „liche und Possierliche verfallen, erscheinen ganze Rot- „ten, in Juden-, Teufels- und anderen Larven ver- „kappte Possenreißer, die das zuschauende Volk durch „tausenderlei Muthwillen und ausgelassene Gaukeleien „zu dem brausendsten Gelächter verleiten" u. s. f.

Verordnung vom 17. Oktober 1783: Unter den „hie und da so ziemlich in Schwung gehenden Ge- brechen und Mißbräuchen", deren Abstellung der Erz- bischof befiehlt, wird auch angeführt: Es soll „keine Andacht mit beweglichen Figuren, z. B. eines von der Wolke kommenden Engels oder des auf den Oelberg fallend und sich wieder aufrichtenden Heilan- des gehalten werden"; ferner wird der Unfug unter- sagt, daß „man der Braut hinterm Altar bei muth- willigen Reden und Possen den Schuh auszieht, in der Kirche Krapfen austheilt, Wiegenlieder auf- spielt" u. s. w.

Die Konsistorial-Verordnung vom 18. November 1785 besagt:

„Es ist allda zuverlässig vorgekommen, daß man- cher Orten Landes Salzburg das Palmesel- herumführen am Palmsonntag und die Vorstel- lung der Himmelfahrt Christi und der Ankunft des hl. Geistes am Himmelfahrts- und Pfingsttage in den Kirchen gebräuchlich sei. Da



nun Se. Hochf. Gnaden diese und ähnliche etwa noch da oder dort bestehende Mißbräuche durchaus abgestellt wissen wollen, als ergeht hiemit an Euch der Befehl, von den samentlichen, zum dortigen Dekanalbezirke gehörigen Kuraten unrückhältige Anzeigen über die obgedachten und ähnlichen, jeden Ortes etwa noch bestehenden Mißbräuche abzufordern und diese Anzeigen mit Eurem eigenen, nebst beifügend allfälligen Gutachten anher zu begleiten."

Auch in Tirol ging der „Fanatismus der Aufklärung" mit Verboten gegen das geistliche Spiel vor, wie ein Erlaß des bischöfl. Konsistoriums zu Brixen vom 23. Februar 1791 zeigt. Das Verbot brachte jedoch die gewünschte Wirkung nicht hervor. Adolf Pichler hat in seinem Buche: „Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol" gezeigt, daß nicht nur die Aufklärungsperiode, sondern auch der reaktionäre Polizeistaat in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dem Volksschauspiele abhold war und erst im Jahre 1848 in Tirol die Spiele wieder auftauchten. Das Kreisamt Botzen urtheilte 1816 über diese: „Nur ein Volk, welches einerseits für die Religion seiner Väter enthusiastisch eingenommen ist, anderseits von seiner Religion grobsinnliche und materielle Begriffe hat, nur ein solches Volk kann für grotesk religiöse Stücke eine entschiedene Vorliebe hegen."

In Baiern wurde unter dem Ministerium Montgelas selbst das Oberammergauer-Passionsspiel verboten. Eine Bauerndeputation erhielt 1810 in München den Bescheid: sie möchten sich von ihrem Pfarrer das Leiden Christi predigen lassen; das sei besser, als wenn sie den Herrgott auf ihrem Theater herumschleppten. — Endlich fanden sie Gehör bei König Max, der 1811 die Wiederaufführung gestattete.

Einsichtiger verfuhr die bairische Regierung in Tirol: Unter den Theatermanuskripten von Brixlegg,

erzählt Hartmann, befindet sich auch ein Spielbuch: „Die heil. Barbara“ aus dem Jahre 1811, welches bei dem damaligen baierischen Landgerichte Rattenberg zur Censur kam. Viele Verse sind gestrichen, oft sogar halbe Seiten mit Tinte verwischt. Die Behörde trachtete offenbar nur, allzustarke Trivialitäten aus dem religiösen Stoffe zu tilgen. Eine Arie, in welcher die Götzenpriester Jupiter anrufen:

„Bist im Schlafe oder faul?
„Geschwinde mache auf dein Maul“ u. s. f.

ist durchstrichen und am Rande bemerkt: „Diese Verse sind gar zu pöbelhaft und wider die Gesinnung und Opferart der damaligen Zeit und folglich charakterwidrig.“ Hartmann bemerkt hiezu: „Wir mögen über den gelehrten Anlauf lächeln; jedenfalls war diese Behandlung der Sache menschenfreundlicher, als das anderwärts beliebte Verfahren, derartige poetische Volksunterhaltungen einfach ganz zu verbieten.“

Noch schlimmer als den religiösen Aufzügen, erging es in dieser Periode den weltlichen Volksbelustigungen. Schon Erzbischof Sigmund duldete, wie Koch-Sternfeld erzählt, keine Maskeraden in Salzburg, weshalb die Städter zur Zeit des Karnevals aus dem beschaulichen Salzburg nach Reichenhall und Berchtesgaden eilten.

Erzbischof Hieronymus verbot 1776 das Freudenschießen bei Hochzeiten, 1782 das Aufstellen der Maibäume, 1783 den Brunnensprung der Metzger, 1787 das Berchtenlaufen, 1794 die übermäßigen Todtenzehrungen und schränkte endlich 1797 das Kegelschieben derart ein, daß jedes Bestschieben nicht länger als 3 Tage dauern und nicht in der Erntezeit abgehalten werden durfte.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Beweggründe, welche den geistvollen Fürsten bei allen diesen Verboten leiteten, die besten waren; er wollte die Religion

von Mißbräuchen reinigen und das Volk zur Arbeitsamkeit erziehen. Ein Blick auf die Gegenwart lehrt uns aber, wie vergeblich dieses Bemühen gewesen, und so müssen wir Koch-Sternfeld beipflichten, der über diese Verbote bemerkt:

„Die Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit dieses Alpenvolkes, das sich mit Verstand und Witz der Freude, den Schauspielen und Festen so gerne hingibt, bedürfen nur einer leisen Lenkung zum Schicklichen; rücksichtslose Strenge verscheuchen sie in die tiefsten Thäler und auf die Gebirge mit groben Ausschweifungen und zerstörendem Muthwillen.“ Und an einer anderen Stelle:

„Je weniger unsere Bildung und Verfassung das *gemüthliche Leben* begünstigt, desto sorgfältiger sollte man die Reste von Volksfesten mit bildender und schonender Hand zu veredeln suchen, *Sinn und Sitten lassen sich weder verbieten, noch gebieten, sondern nur erziehen.*“ — Aus der Zeit der österreichischen Regierung ist schließlich noch das Verbot der *theatralischen Vorstellungen der Laufner Schiffer* im Fasching 1818 zu erwähnen.

IV.

Nach diesem Ueberblicke über die heimischen Volkssitten und Gebräuche wenden wir uns nun zum Schauspiel selbst.

Den Schauplatz der *geistlichen Spiele* bildete in der ältesten Zeit die Kirche selbst, dann, als auch Laien zu den kirchlichen Aufführungen zugezogen wurden, Plätze im Freien. Statt der lateinischen Sprache bediente man sich nunmehr der deutschen und als die Aufführung endlich den Laien allein überlassen war, trennte sich das kirchliche Schauspiel von dem Kultus, blieb aber bis in das 16. Jahrhundert

in Verbindung mit Kirche und Schule, indem Geistliche und Lehrer die Oberleitung behielten. Mit dieser Trennung wuchs auch der Umfang der Stoffe, die sich bisher auf das neue Testament beschränkt hatten, jetzt aber auch das alte Testament und die Legende in den Kreis der Darstellung zogen. — Im Zeitalter der Reformation trat das geistliche Drama wieder in den Dienst der Kirche, nicht blos mehr zur Verherrlichung der Religion, sondern zur Befestigung im Glauben.

Auch das Schul-Drama, welches zuerst nur den Zweck gehabt, den Schülern Gelegenheit zu Redeübungen zu geben, — und jetzt in die sogenannten Moralitäten (d. h. allegorische Spiele mit Personifikationen der Tugenden und Laster und selbst heidnischen Göttern zur Versinnlichung der kirchlichen Lehrsätze) überging, diente insbesondere im katholischen Süden Deutschlands den Zwecken der Kirche [1]). Als man es vor der Bürgerschaft aufzuführen begann, bediente man sich auch meist der deutschen Sprache oder gab wenigstens eine deutsch abgefaßte Inhaltsübersicht des Stückes (Argumentum) an die Zuschauer aus. Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts aber die Staatsgewalt, auch in katholischen Ländern, den geistlichen Spielen und den Schul-Dramen (»Endskomödien«) mit Verboten entgegentrat, konnten sich die Reste der geistlichen dramatischen Poesie nur, und zwar auch hier durch Verbote bedroht, in abgelegenen Thälern, in den einfältigen Spielen unseres naturwüchsigen Gebirgsvolkes erhalten.

---

[1]) Abraham a St. Clara, welcher 1659—62 an der Universität Salzburg studirte, verfaßte, wie sein Lehrer Otto Aicher, lateinische Dramen, sogenannte Mysterien, aber eiferte gegen die Aufführungen der Weihnachtsspiele in der Kirche, weil diese damit zu einem »Gspaß-Haus« werde.

Die geistlichen Spiele zerfallen in: Weihnacht-, Osterspiele und Legendenspiele. — Die Weihnachtspiele, sagt August Hartmann, sind bisher der einzige Zweig des Volksschauspieles, über welchen schon bedeutendere Veröffentlichungen stattfanden. Karl Weinhold, damals Professor in Graz, hat sie gleichsam entdeckt und 1853 Spiele aus Steiermark, Kärnten und Schlesien herausgegeben. Ihm folgten: Schröer mit Weihnachtsspielen aus Ungarn, mit welchen zugleich er auch ein merkwürdiges „Paradeisspiel“ aus Gastein veröffentlichte, Vernaleken, der ein Sommer- und Winterspiel aus Salzburg brachte, Mathias Lexer, Adolf Pichler u. A. Das Bedeutendste aber für unser Gebiet hat August Hartmann in München geleistet mit seinem: Weihnachtslied und Weihnachtspiel (1875) und neuerdings durch die Herausgabe der „Volksschauspiele“ (Leipzig 1880), und es soll vorwiegend der Zweck dieser Blätter sein, die Freunde der heimischen Volkskunde mit Hartmanns werthvollen Sammlungen näher bekannt zu machen.

Den Stoff des Weihnachtsspieles bilden zumeist die Verkündigung der Geburt des Heilandes unter den Hirten, die Geburt Christi in Bethlehem, die Ankunft der Magier und, als Ursache und Kontrast der Erlösung: der Sündenfall. Man kann also: Hirtenspiele, Herbergspiele, Dreikönigspiele und Paradiesspiele unterscheiden.

Die Oster- und Passionsspiele, welche seit dem 17. Jahrhunderte nur mehr auf dem Lande aufgeführt wurden, haben in unserer Zeit wieder eine gewisse Berühmtheit erlangt durch das Oberammergauer und (vielleicht auch das Brixlegger) Passionsspiel. Obwohl schon seit dem 17. Jahrhunderte alle 10 Jahre aufgeführt, blieb das Ammergauer Spiel doch unbekannt und unbeachtet, bis 1830 Professor L. Oken in München durch Schilderung desselben in einem

Münchner Blatte die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenkte und die Berichte von Guido Görres und Ludwig Steub (1840), insbesondere aber der Ed. Devrient's (1850) auch weitere Kreise dafür interessirten.

An die Osterspiele schließen sich: die Himmelfahrtsspiele, von denen Ad. Pichler eines aus Tirol mittheilte mit der Szene der Auffahrt Christi und des Herabstürzens des Diabolus (einer Teufelsfratze), ferner die Frohnleichnamspiele; Mone hat ein solches aus Innsbruck veröffentlicht; im übrigen Oesterreich und in Baiern scheinen eigentliche dramatische Vorstellungen zu Frohnleichnam nicht üblich gewesen zu sein, sondern nur Figuren, d. h. Gruppen aus der heiligen Geschichte, durch lebende Personen dargestellt, welche an gewissen Plätzen Halt machten und mit stummer Mimik oder Gesängen dramatische Szenen darstellten; dann die Antichrist- oder Weltgerichtsspiele: der Antichrist empfängt die Huldigung seiner Anhänger, wird aber dann von einem Engel gestürzt. Hartmann theilte den Inhalt eines solchen Spieles aus Landl in Tirol mit. — Von Legendenspielen fand Hartmann mehrere Spiele von St. Nikolaus in Schwaz und anderen Orten Tirols.

Dem alten Testamente entnommen finden sich bei Hartmann, außer den Paradies- oder Adam und Eva-Spielen, noch: ein Kain- und Abelspiel aus Laufen und Reichenhall, ein Goliathspiel aus Oberndorf, das König Salomon-Spiel aus Laufen und ein Spiel vom verlorenen Sohn, gedichtet von dem schon genannten Ferdinand Joly.

Doch zeigen die meisten dieser Spiele schon den Verfall der Gattung; denn, obwohl sie aus kirchlicher Wurzel entsprungen waren, blieb ihnen der ausschließlich geistliche Charakter nicht lange gewahrt; al-

mälig fanden komische Episoden[1]) Aufnahme, so in den Weihnachtsspielen: die Hirtenscenen, welche „entweder in naiver Anlehnung an das wirkliche Volksleben der Gegenwart oder gar in plump realistischer Färbung ausgeführt wurden," das Herbergsuchen der Eltern Jesu, wo der bethlemitische Wirth polternd die Umherirrenden abweist, die Teufelsscene im Paradiesspiel, — in den Osterspielen: der Salbenkrämer und sein Knecht, die Wächterscene am Grabe Jesu, die Judasrolle u. A., wobei es beachtenswerth für das richtige Empfinden unseres Volksschauspieles ist, daß die sonst hochdeutsche Rede in solchen Scenen immer in den provinziellen Dialekt überging.

Als im 17. und 18. Jahrhunderte das geistliche Spiel dem veränderten Geschmacke weichen mußte, war daher ein Versinken desselben ins Tölpelhafte, gelegentlich auch ganz Unwürdige, leicht denkbar. Geradezu possenhaft sind z. B. die theilweise improvisirten Reden der Schergen bei der Gefangennahme Christi in einem Passionsspiele aus Mittenwald, welche Hartmann mittheilt:

„Furt, furt, an's Kreuz, an's Kreuz mit Dir!
„Moanst wohl gar, wir gehn mit dir zum Bier? u. s. f.

Kein Wunder also, daß Pfarrer Anton von Bucher[2]), der bekannte baierische Humorist, die unwürdige Versinnlichung Gottes bei diesen entarteten geistlichen Spielen in seinem „geistlichen Vorspiel zur Passionsaktion" (1782) in derber, aber oft gelungener Weise verspottet. Gott Vater ist erzürnt über die Sündenhaftigkeit der Menschen und sagt vor sich hin:

---

[1]) E. Wilken, Geschichte der geistl. Spiele in Deutschland. Göttingen 1872.

[2]) K. Heigl. Aus 3 Jahrhunderten. Wien 1881.

„Ist das, o Mensch, das Leben dein?
„Der Henker möchte Gott Vater sein!
„Es thut mich bis in' Tod verdrießen,
„Daß ich dich, Schwengel, hab machen müssen".

Noë soll die Arche schleunig bauen; aber die Handwerker brauchen dazu hundert Jahre, da sie jeden Augenblick feiern. — Im „Entwurf einer ländlichen Karfreitagsprozession" (1782) verspottet Bucher das theatralische Unwesen bei denselben; den „Pater Umgang" (den Leiter der Spiele) läßt er eine solche Ordnung der Prozession schildern. Unter den Figuren des Zuges befinden sich auch: Gott Jupiter, der blaue, der rosenfarbe, der purpurfarbene Herrgott u. s. f.

V.

Wie das geistliche Drama aus den Kirchenfesten und Aufzügen, so entwickelte sich im 15. Jahrhundert das weltliche Schauspiel aus den Volksbelustigungen der Bürger und Handwerker in den Städten Deutschlands, insbesondere in der Fastnachtszeit. Aufzüge, Reihen- und Schwerttänze führten zu dramatischen Scherzen, deren Inhalt meist lächerliche Vorfälle des gemeinen Lebens bildeten. In Privathäusern und Gaststuben erschien plötzlich eine Schaar vermummter Gesellen, (Studenten oder Bürgerssöhne oder Genossen einzelner Zünfte), mit dem Herold (Vorläufer, Einschreier) an der Spitze, der in einem Prologe den Inhalt des Darzustellenden mittheilte und in der Beschlußrede, dem Epilog, um Nachsicht für etwaige Derbheiten bat.

„Die Fasnacht das wol machen kan,
„Das närrisch tut vil manig man,
„Der sich des schamt ein ander Zeit"

heißt es im „Gesegenreim" eines alten Spieles.

Die alte Reichsstadt Nürnberg ist die Geburtsstätte des deutschen Fastnachtsspieles; ihr größter Sohn,

Hans Sachs, gab im 16. Jahrhunderte dem Volksschauspiele erst seine Bedeutung, indem er ihm neue Stoffe aus den alten Schwänken, den Volksbüchern und Novellen zuführte. Als Schauplatz diente nunmehr das Rathhaus. Das Spiel wurde als eine allgemeine Angelegenheit der Stadt betrachtet, und meist trug der Rath die Kosten und belohnte die Veranstalter der Aufführung durch ein Geldgeschenk.[1]) Ueberhaupt war die Theilnahme für das Schauspiel außerordentlich groß und durch alle Stände verbreitet, nicht blos in Städten, auch an den Höfen geistlicher und weltlicher Fürsten. — So schien Alles dazu angethan, aus diesen, wenn auch rohen, doch echt volksthümlichen Keimen ein deutsches Nationaldrama entwickeln zu lassen. Da brach der dreißigjährige Krieg die Kraft des deutschen Bürgerthums und rief jene, noch heute nicht ganz überwundene Vorliebe für das fremde Wesen und damit eine rein gelehrte Literatur voll Verachtung des Heimischen hervor, welche die

---

[1]) In den Stadtrathsprotokollen von Salzburg werden öfter solche Gratifikationen an die Schulmeister erwähnt: so zur Fastnacht 1557, 22. Februar: Ist denen Schuelmeistern ihr Spill auf nächsten Sonntag alten gebrauch nach zu halten verwilligt worden." 8. März: „Ist votiert denen Schuelmeistern irer gehaltener spil halber zu geben je ainem 4 Taller, den dritten sbeter 3 Taller, in ainer Summa: 7 Taller." Protokoll vom 12. März 1576: „Ist beschloßen beeden Schuelmeistern im Thumb und S.. Peter für die Komedien 8 fl. zugleich zu geben votiert worden." Vom 9. März 1577: „Votiert dem Schuelmeister im Thuemb von dem Spill 5 fl. zu geben." Vom 13. Februar 1581: „Von wegen der Comedien ist yedem Schuelmeister zu geben votierdt 4 fl." Protokoll vom 7. März 1582: „Den Schuelmeistern in Thuemb der Comedien halber 4 fl., von St. Peter 3 fl. und Schärfl 1 fl. zu geben votiert." Protokoll vom 22. März 1583: „Schuelmeistern Im Thuemb und zu St. Peter ist umb willen Haltung der Spill jeder orthen 4 fl. zu geben bewilligt." — Diese dürftigen Notizen sind leider Alles, was wir über ältere Volksschauspiele in Salzburg wissen.

Reste der volksthümlichen Dichtung in die untersten Volksschichten zurückdrängte.

Während im 17. Jahrhundert, bald nach der Stiftung der Universität, in Salzburg das Schuldrama[1]) auf den Theatrum academicum in Aufnahme kam, haben wir über die Existenz des Volksschauspieles nur spärliche Andeutungen: 1675 erhält der Komödiant Andrä Ellenson wegen der dem Erzbischofe Max Gandolf gewidmeten, gedruckten Komödie 9 fl. als Geschenk.

Es sind also nicht mehr einheimische Spieler und Komödien-Dichter, sondern wandernde Schauspieler, freie Vereinigungen auf Gelderwerb, durch einen Unternehmer geleitet, die im 17. Jahrhunderte das Schauspiel pflegten. Nach Wien kam 1685 ein gewisser Peter Hilverding, genannt Pantalon de Bisognosi, mit seiner Schauspielertruppe aus Salzburg, 1706 mit einer Truppe Josef Stranitzky ebenfalls aus Salzburg. Stranitzky gab dem Hanswurst den Charakter und die Kleidung des Salzburger Bauern, ein Schritt zur Verbesserung (wie Nicolai in seiner »Reise durch Deutschland« meint), indem der Charakter eines einfältigen und dabei doch possirlichen Bauern mehr naturgemäß und daher eines größeren Interesses fähig ist, als der des bloßen Possenreißers. Gottfried Prehauser, welcher um 1720 unter Hilverding in Salzburg gespielt hatte, kam 1725 zu Stranitzky nach Wien und sprach die Rolle des Hanswursts im Salzburger Dialekt. Die Wiener ergötzten sich weidlich an der provinziellen Lächerlichkeit, und so wurde der grüne Hut von nun an das Symbol des Grotesk-Komischen.

[1]) Schon 1577 wird eine von den Domschülern am Faschingsonntag vor Erzb. Johann Jakob aufgeführten Komödie erwähnt.



Ueber das Volksschauspiel in Salzburg zu Anfang des 18. Jahrhundertes hat Rudolf von Freisauff die wenigen vorhandenen Nachrichten gesammelt in seinem Schriftchen: Zur hundertjährigen Jubelfeier des k. k. Theaters in Salzburg (1875). Die 14 Schauspielgesellschaften, welche bald in der Trinkstube (jetzt: Hotel Erzherzog Karl), bald in der Pelzhütte oder einem Gasthofe spielten, kultivirten, dem Geschmacke des Publikums entsprechend, selbst im Trauerspiel den Hanswurst in allen seinen Rollen und Namen.[1]) Daneben blühte die Pantomime, das Puppen- oder Dockentheater[2]), chinesische Schattenspiele, Guckkästen u. A.

VI.

Der freiere Charakter des süddeutschen Lebens und die Vergnügungssucht des Volkes, sagt Gervinus in seiner Literaturgeschichte, verbreitete in Oesterreich den Geschmack am Schauspiel bis in die untersten Stände, so daß selbst kleinere Provinzialstädte im 18. Jahrhunderte ihre stehenden Bühnen hatten. Aus den Jesuitentheatern in Baiern und Oesterreich sind sonderbarer Weise manche bedeutende Schauspieler hervorgegangen. Adolf Pichler leitet selbst die Entstehung des Tiroler Bauerntheaters

[1]) Wenn Salzburg die zweifelhafte Ehre genoß, dem Hanswurst Kleidung und Redeweise geben zu dürfen, so muß auch hervorgehoben werden, daß Wien insbesondere unermüdlich war, demselben neue Gestalten und Namen zu geben: Lepoldl, Bernardon, Odoardo, Jakerl, Kasperl, Thaddädl und zuletzt: Staberl. Moser in Graz schuf dagegen 1760 den Lipperl.

[2]) Flögl hat in seiner „Geschichte des Grotesk Komischen" darauf hingewiesen, daß das heute so verachtete Puppentheater im 30jährigen Kriege allein den Sinn des Volkes an szenischer Darstellung wach hielt und daß noch im vorigen Jahrhundert ein Goethe sich nicht scheute, für dasselbe zu dichten, ein Haydn nicht, es zu komponiren.



aus der Anregung, welche die Jesuitenkomödien gegeben, her.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahm das Komödiantenwesen auch in Salzburg so sehr überhand, daß 1794 der Pfleger von Radstadt, Christoph von Trauner, an den Hofrath über die sich mehrenden ausländischen Schauspielertruppen Anzeige erstattete und 1796 der Salzburger Stadtsyndikus von Löß[1]) ein Polizeigesetz für die Komödianten beantragte. Der Erzbischof gab nun an 11 Pfleggerichte des Landes den Auftrag, über diese Verhältnisse Berichte und Gutachten wegen Abhilfe zu erstatten.

Die Berichte finden sich im Archive der k. k. Landesregierung noch vor; sie entwerfen ein anschauliches Bild von dem Schauspielwesen unseres Landes am Ende des 18. Jahrhunderts, sind aber auch für die Geschichte des Volksspieles beachtenswerth:

Das Pfleggericht Zell im Pinzgau bemerkt in seinem Berichte vom 21. Juli 1797: In den Jahren 1787, 88 und 89 soll auch hier, wie in Bayern, Sachsen und vielleicht auch anderwärts, eine Komödianten-Epidemie herrschend gewesen sein, so daß sie sich wechselweise beinahe die Thüre in die Hand gaben. Unter den Ursachen dieser Schauspieler-Ueberproduktion mag auch das unbändige Wohlgefallen an den barbarischen Geschmack, der in den meisten Ritterschauspielen herrscht, mitgewirkt haben. Und doch, meint der Pfleger, würde der Bauer über die gänzliche Abschaffung der Komödien räsoniren; denn es liegt in dem Charakter vieler Bauern, Manches nicht zu wollen, sobald der Genuß freisteht und es durchaus zu wollen, sobald moralischer Zwang sie davon abhält.

[1]) Diese Eingabe des Stadtsyndikus bildet einen werthvollen Beitrag zur salzburg. Kulturgeschichte; sie findet sich abgedruckt in R. v. Freisauffs oben erwähnter Schrift.

Das Pfleggericht Radstadt meldet (unter dem 7. Juni 1797), das Volk sei an die Komödien nicht so sehr gewöhnt, daß sich selbe nicht abstellen ließen. Die Bauern haben nur dort ihre Unterhaltung, wo der Hanswurst und der Lipperl die Hauptrolle spielen; die Bürger allein können aber die Komödianten nicht erhalten. — Auch der Stadtrichter von Hallein, Ignaz von Guetrath, meint, daß das Publikum an diese Gattung von Unterhaltung keineswegs so sehr gewöhnt sei, daß sie sich nicht abschaffen ließe. (Bericht vom 20. Juli 1797).

Der Pfleger von Mittersill, Johann Josef Koch, berichtet am 9. August 1797: das Bauernvolk liebt Schauspiele nicht, wohl aber bezeigt es über geistliche Schau- und Trauerspiele große Freude und besucht solche sehr zahlreich. Der Bürgerstand äußert schon feineren Geschmack und besucht das Theater zahlreich, wenn anders die Gesellschaft Beifall verdient. Doch führen die Bürgersöhne und Töchter die Schauspiele ungleich besser auf, als die fremden Komödianten.

Sigmund v. Pichl, Pfleger von Werfen, äußert sich (am 7. September 1797) ähnlich, wie der Pfleger von Radstadt: „Regelmäßige Stücke interessiren den gemeinen Mann nicht sehr, weil er sie nicht versteht; fade Possenspiele finden bei ihm mehr Geschmack.“

Andreas Seethaler, Pfleger von Laufen, erwähnt in seinem Berichte (vom 22. Jänner 1797) auch der heimischen Schauspieler-Gesellschaft der Laufener „Scharler“; er meint, daß alle fremden Komödianten ohne Beeinträchtigung des Publikums abgeschafft werden könnten, wenn nur den Laufnern im Winter ihr Nebenverdienst durch's Theater bleibe. „Ihre Spiele, sie mögen gute und neue, oder um ein Säkulum zu alt sein, machen

immer ihr Glück, weil sie allemal mit dem Hanswurst, theils in nuce, theils in der Maske eines Bedienten, Stutzers, Doktors oder dergleichen herausgeputzt und sozusagen nationalisirt werden."

Der Bericht des Pfleggerichtes Wartenfels von Rupert von Kleimayern (datirt Thalgau, den 23. Lenzmonat 1797) führt zuerst die Komödiantentruppen an, welche in den letzten Jahren sich produzirt; mit ihrem geringen Personal können selbe nur bloße Lipperl-Spiele aufführen. Die Zurückweisung der fremden Musikanten mag freilich den Turner-Gesellen von Salzburg und Hallein, (welche vorzüglich in der Adventzeit herumziehen), wie auch den als Sänger ausgehenden Kameradschaften Halleinischer Salzarbeiter im angrenzenden Auslande etwas nachtheilig sein. Aber jetzt beginnen auch zu viel Inländer, zum Beispiel einige Schneidermeister von der Gnigl, miteinander ins Singen auszugehen. — Nun wirft der Bericht die Frage auf, wie die Pfleger sich verhalten sollen, „wenn solche sich melden, die nicht immer Schauspieler sind, sondern diesen Erwerb nur zuweilen aus Noth oder aus Lust ergreifen, als da von der ersteren Art die Laufner Schiffleute waren, welche zu Winterzeit, da sie mit der Schifffahrt sich keinen Verdienst machen können, eben auch so truppenweise in und außer dem Lande herumgezogen sind und ihre Wildschützen- und Einsiedlergeschichtchen vorgestellt haben. Sie waren öfters unterhaltender, als die eigentlichen Landkomödianten; jetzt aber sind sie schon einige Jahre ausgeblieben. Wenn sie aber wieder kommen sollten und hätten als Inländer und „gebrödte" (im Brod stehende) Kammerschiffer kein hofräthliches Patent nöthig zu haben geglaubt; ob sie ein Beamter ohne dessen Vorweisung doch dürfte spielen lassen?"

Johann Baptist v. Mayern, Pfleger von Mattsee, hebt in seinem Berichte vom 29. August 1797 die Vorliebe des Bürgerstandes für theatralische Vorstellungen hervor, so daß oft auch mittelmäßige Schauspielertruppen Beifall finden, ebenso die Studenten, wenn sie zur Ferienzeit auf dem Lande ein Stück geben. Mit vielem Beifall hat man schon mit Schulkindern kleine Versuche gemacht. Hie und da fangen die Einwohner selbst an, Schauspiele aufzuführen; in Hallein hat sich bereits zum Nutzen der Armen eine Theatergesellschaft gebildet, unter welcher auch Bürger sind. Ja, „die in Augsburg und Graz monatlich erscheinende „Deutsche Schaubühne“ hat wegen ihres wohlfeilen Preises bei der Volksklasse Eingang gefunden und scheint sich bald zu der unverdienten Würde eines Volksbuches zu erheben.“ — Auch Pfleger von Mayern erhebt die Frage, in welcher Weise das zu schaffende Komödiantengesetz auf die Laufener Schiffer ausgedehnt werden solle. „Daß sie nicht als eine der zwei vorgeschlagenen Truppen anzurechnen kommen und daß sie auch nicht extemporirte Stücke aufführen dürfen, versteht sich von selbst.“ Er meint, daß auch ihre Stücke der Zensur vorzulegen seien, denn: „ihre Spiele sind in der eigentlichen National-Volkssprache verfaßt, finden daher am meisten Eingang, sind also, wenn sie unsittlich sind, gefährlicher als andere.“

Der wiederholte Hinweis auf das Theater der Laufner Schiffer veranlaßte die erzbischöfliche Regierung zu folgendem Circulare vom 12. August 1797: „Von dem Pfleggerichte Thalgau ist in dem Berichte über die herumziehenden Komödiantenbanden angeführt worden, daß ehedem die Laufner Schiffer des Winters öfter im Lande berumgezogen seien, um ihre theatralischen Künste zu produziren, daß aber

schon seit einigen Jahren dieß nicht mehr geschehen sei. Da wir es nun sehr gerne sehen würden, wenn die Laufner Schiffleute diesen unproduktierten Erwerbszweig gegen einen andern vertauscht hätten, wodurch sie nicht nur sich selber, sondern auch dem Lande größeren Nutzen brächten, jedoch auf die Anzeige Eines Pfleggerichtes diese Bemerkung noch nicht für allgemein richtig annehmen können, so habt Ihr ehestens durch Bericht anzuzeigen, wie sich die Sache verhält, damit wir bei Erlassung des Gesetzes über die Komödiantenbanden darauf Rücksicht nehmen können. Geschehen im hochfürstl. salzburgischen Hofrathe."

Hierauf berichtete der Pfleger von Hallein, Friedrich del Negri, am 29. August d J. unter Anderem folgendes: Die Laufner Schiffleute kommen fast alle Jahre, führen 8—10 Komödien in einem Bräu- oder Wirthshause auf und begeben sich dann wieder weiter, um auch anderweitig ihre Künste zu zeigen. Sie wagen sich sogar an regelmäßige Stücke und machen aus manchem Trauer- ein Lustspiel. Doch muß man der Wahrheit zu Steuer bekennen, daß sie sich durch einige Jahre her in der Sittlichkeit und Aussprach, so auch in der Aktion, merklich gebessert. Zu wünschen wäre es freilich, daß sie sich einen andern Nebenerwerb suchten.

In der Hofrathssitzung vom 2. Oktober 1797 trug der Referent, Haas, betreffs der Laufner Schiffer an, es sei ihnen das Komödienspielen zwar nicht zu verbieten, ihre Stücke aber seien früher der Zensur zu unterwerfen; wegen nützlicherer Beschäftigung dieser Leute für die Zukunft solle mit der Hofkammer korrespondirt werden. — Nachdem der Hofrath am 21. November d. J. dem Erzbischofe die Angelegenheit in einem unterthänigsten Vortrag unterbreitet hatte, erfolgte am 1. Dezember die Verordnung wegen der Schauspielertruppen;

sie bestimmte im 4. Abschnitte bezüglich der Laufner Schiffer, daß ihnen zur Zeit noch an denjenigen Orten, welche sie bisher zu besuchen pflegten, zu spielen gestattet sei, doch müssen ihre Stücke zur Zensur vorgelegt werden; auch haben sie sich des Extemporirens zu enthalten.

Als die erzbischöfliche Regierung den Nachbarstaaten das neue Komödiantengesetz mittheilte, antwortete die Regierung von Passau unter dem 29. Dezember 1797, daß in ihrem Lande ein ähnliches Verbot schon längst bestehe; doch seien die Laufner Schiffer hievon ausgenommen.

In den Spielen dieser Laufner Schiffer, welche sich, wie wir gesehen, solcher Beliebtheit in und außer dem Lande erfreuten, hat sich also das einzige Salzburgische Volkstheater erhalten, welches bis in die Gegenwart sein bescheidenes Dasein fortführt. Wie reich ist dagegen Oberbaiern und Tirol an solchen Bauerntheatern; Hartmann hat sie alle sorgsam verzeichnet, und führt ihre Stücke und die Dichter dieser Volksschauspiele, soweit sie zu erfahren waren, auf. Am bekanntesten ist wohl das Theater zu Oberaudorf in Baiern, das von Brixlegg, Erl und Hötting in Tirol.

Auch Oberösterreich hatte seine Bauernkomödien, wie wir aus Maurus Lindemayr's Lustspiel: „Die Komödie-Probe oder Hans von der Wört", welches 1776 bei der Durchreise Kaiser Josefs II. in Lambach aufgeführt wurde, ersehen; der Bauer Hans zählt die Spiele auf, welche man vor dem Kaiser etwa aufführen könnte: Doktor Faust, Stephan Fadinger, den Prinzen mit einem Daumen, die Genovefa, die sieben Schwaben, die Haimonskinder, den ewigen Juden, das goldene Schloß und die verwunschene Frau — und als sein Weib Bedenken hat, daß nichts zusammengehen werde, antwortet Hans:

„Habts in der foasten Nacht
„Nit dö Dreikinig-Sprüch beim Stern recht stadli g'macht?"

Der Sohn setzt hinzu:

„Und hoir erst habma gspült n' Winter und n' Summer."

und Grescherl, die Tochter:

„Und kimmt, wanns Gotts Willn is, da Fasching wieda umma,
„So spüln ma'n no amal."

Wann das Laufner Theater entstanden ist, läßt sich nicht mehr feststellen; auch Hartmann sagt: es ist altherkömmlich, daß ein Theil der Schiffer sich im Winter zu Theatergesellschaften vereinigt. Die ältesten Nachrichten über diese theatralischen Vorstellungen aus der Zeit des Erzbischofs Sigmund 1762 theilte Bibliothekar A. J. Hammerle in seinen „Beiträgen für Salzburgische Geschichte" mit. — Ihre Stücke sind meist die sogenannten Volksstücke der Stadtbühnen, die Verfasser: Kotzebue, Castelli oder auch ältere Salzburger Dichter, wie Florian Reichssiegl und Lorenz Hübner.

Von dem Theater-Director Johann Pfaffenberger erhielt Süß für den 2. Band seiner Salzburger Volkslieder den Prolog aufgezeichnet, mit welchem die Laufner Schiffer ihre Vorstellungen zu eröffnen pflegen; er lautet folgendermaßen:

Der Laufner Schiffmann auf den Brettern.

Prolog bei Eröffnung der Winter-Schauspiele.

Herum um dö Erdn
Fliaßt überall Meer,
Und darauf schwimman
Vül Schifflein umher.
Dös san koane Blött'n
Wias d'Laufna da hab'n,
Dö san um vül greßa
Und kiman mehr trag'n.

San längar und weita,
Sö faß'n mehr Leut
Und stolz schwimman's umma,
Dös is recht a Freud. —
Bei uns auf da Salza
Bis abö zon Jnn
Da fahrt ma mit Blött'n,
Man is damit z'friedn;

Dö san wia dö Schachtl'n
Und wern nöt tiaf g'senkt,
Man hat für dö Zuakunft
Aufs Dampfschiff schon denkt.
Do i röd von Jaßt'n;
Was künftög wird g'scheg'n,
Das muaß ma daleb'n
Und muaß man erscht seg'n.
Dö Blöttna dö san nur
Aus Brettan z'samm g'schlagn,
Damit's nur dö Salz-
Und dö Gipsfassln tragn.
Vier Ruada und höchstens
A fünft's nu dazua,
Dös is für an unsaring
Schiffmann schon gnua.
Und furt geht's von Halla;
Wann d'Naufahrt si macht,
Koan G'fahr is zon tränka,
Ja, dann is 's ja glacht.
Nach Salzburg, nach Passau,
Nach Linz und nach Wean
Vafüahrn ma dö Blöttna,
Da gibts was z'vadean. —
Do kinnan dö Meerschiff
Mit Leut und mit Waarn
S' ganz Jahr allweil fort
Aufn See ummafahrn.
Bei uns is 's was andas
Das geang ja da nöd;
Da is ja in Winter
Von Fahrn gar koan Röd.
In Fruahling, in Summer,
In Höröst hinein;
Dann stöllt uns da Winter
Den Broderwerb ein. —
Was soll'n ma da mach'n.
Was stöll'n ma da an?
Da Magn kann nöt feiern,
Denn s'Leb'n hangat dran.
Uns gehts wiar an Schwimmer,
Den dö Kraft schiar valaßt:
Er schaut halt a gschwindö,
Daß er a Holztrumm dafaßt.
Da kann er nöt sinka,
Da halt er sö an,
Weil er mit'n Brettl
Nöt untageh'n kann.
Dö Bretta, dö müaß'n
In Wasser uns trag'n
Und lass'n in Winter
Uns a nöt vazag'n,
Mir lass'n in Winter
Dös Schiff-fahr'n gern sein
Und lernan mit Müah
A Komödiestück ein.
Das is zwar nix leicht's nöt,
Is a kitzlichö Sach,
Mir sand koanö Künstla,
Grad Schiffer von Fach.
Do wia's mit dö Schiff geht,
So geht's mit dö Leut':
Dar oan is wiar a Holzstock,
Dar ander recht g'scheid',
Der oan is a Baua,
Der ander a Herr,
Da dritt' regiert d'Erd,
Da viert untan G'wehr,
Der oan is recht hochgstellt,
Der ander recht kloan,
Der is aus Wind gmacht
Dar anda gibts g'moan.
Das Meerschiff is föst baut
Is stark und is schwer,
Man fodert natürlich
Von dem a schon mehr.
Und d'Künstla san ang'segn
Und geb'n sö an Nahm
Vasteht sö, wanns kinnan,
Und da (im Kopf) eppas hab'n.
Do mir sand grad Schiffer
Und leidaten Noth,
Gab'n uns nöt dö Brötta
Hiaz s'täglichö Brod.
Mir bitt'n um Nachsicht,
Mir leist'n ganz g'wiß,
Was mit unsan Kräft'n
A wenk möglar is.

Und denkn's, daß 'Schiffleut
Vor eana hiaz spül'n;
Kinnan freila dö Stöll
Wo koan Künstla ausfülln.

Mir bitt'n halt nu mal
Um Nachsicht recht schön,
Dann wern's befriedigt
Von uns wecka geh'n.

VII.

Damit haben wir die geschichtliche Entwickelung des deutschen Volksschauspieles bis in unser Jahrhundert im Allgemeinen verfolgt. Nun gilt es zu zeigen, was von dem älteren deutschen Volksdrama in unseren Alpenländern erhalten blieb.

Das Bauerntheater in Tirol und Oberbaiern, wie das Theater der Laufener Schiffer, können heute, mit ihren meist der städtischen Bühne entlehnten Volksstücken, das eigentliche Volksschauspiel nicht mehr repräsentiren. „Verschieden von ihnen, sagt Hartmann, ist eine Gruppe höchst anspruchloser kleiner Komödien, welche meist nicht einmal auf einer Bühne vor sich gehen, sondern durch eine umherziehende ländliche Dilettantenschaar, wohl in Kostümen, aber ohne Dekorationen in einer Stube oder unter freiem Himmel aufgeführt werden. Dies, wie manches andere in der Spielsitte, erinnert mehr an das altdeutsche, als an das moderne Drama. Der Text solcher Volksschauspiele fließt theils aus mündlicher Ueberlieferung, theils aus Handschriften, welche, immer aufs Neue abgeschrieben, oft schon sehr lange im Volke sich fortgepflanzt haben. Die Dichter sind meist nur von jüngeren Schauspielen bekannt; sie waren entweder ganz einfache, unstudirte Leute, oder lebten wenigstens im Volke, liebten es und waren mit seiner Sitte und Sprache, seinem Denken und Fühlen aufs innigste vertraut. In der Art volksmäßiger Bräuche knüpfen diese echten Volksschauspiele meist an die Festzeiten des Jahres, insbesondere Weihnachten mit Advent und Dreikönigtag.“

In solchen naiven Spielen des Landvolkes in Salzburg und Oberbaiern repräsentiren sich also unserem raschlebigen Jahrhunderte die letzten Reste des altdeutschen Volksschauspieles. Auch Weinhold nennt die Aufführung des Passionsspieles zu Liesing in Kärnthen im Jahre 1852 durch 50 Personen das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Ihre Zeit ist vorbei. Nur das Passionsspiel von Oberammergau vermochte sich, da es auch das Interesse der Gebildeten erregt hat, dauernd zu erhalten.

Die geistlichen Spiele sind die ältesten Erzeugnisse der dramatischen Kunst, welche sich im Volke erhalten haben; doch reichen unsere Spiele, deren Aufzeichnung wir, nebst Weinhold, Schröer und Süß, insbesondere Hartmann verdanken, nur bis ins 16. Jahrhundert, auf die Dichter: Benedikt Edelpöckh, der 1568 als Trabant in Diensten Ferdinands von Tirol stand, und diesem seine „Komödie von der freudenreichen Geburt Christi" widmete, und den Nürnberger Meister Hans Sachs zurück.

Ob Hans Sachs auf seiner Wanderschaft (zwischen 1511 und 1516) selbst in Salzburg gewesen, muß wohl unentschieden bleiben, obwohl er in der „Summa all meiner Gedicht" berichtet:

„Als mein lerzeit vollendet war,
„tet ich meinem Hantwerk nach wandern
„von einer statte zu der andern:
„erstlich gen Regensburg und Passau,
„gen Salzburg, Hall und Braunau,
„gen Wels, München und gen Landshut,
„gen Oeting und Burghausen gut" u. s. f.

Auch im „Lobspruch der Stadt Salzburg," welchen Hans Sachs 1549 dem Erzbisthumsverweser, Herzog Ernst von Baiern, und dem Stadtrath in Salzburg widmete, erzählt der Dichter, er sei in Salzburg gewesen. Bemerkenswerth bleiben aber immerhin: seine

Bekanntschaft mit Christoph Weitmoser in Gastein und die Beziehungen, in welchen einige seiner Dramen zu süddeutschen Weihnachtsspielen stehen.

Zu den ältesten geistlichen Spielen, welche uns aus den Salzburgischen erhalten sind, zählt das Gasteiner Paradeisspiel, welches Johann Zahlbrucker, Sekretär des Erzherzogs Johann, um das Jahr 1820 bei Gastein fand und in seinen Besitz brachte, Professor Karl Julius Schröer 1858 aus dessen Nachlasse in den „deutschen Weihnachtsspielen aus Ungarn" veröffentlichte. Die Uebereinstimmung dieses Spieles mit den Weihnachtsspielen der deutschen Haidebauern in Ungarn läßt vermuthen, daß diese Weihnachtsspiele durch die Protestanten aus Salzburg, Steiermark und Oberösterreich, welche im 16. und 17. Jahrhunderte in jene durch die Türkenkriege stark entvölkerten Gegenden Ungarns einwanderten, ins Land gebracht worden seien. Das Gasteiner Paradeisspiel, noch mehr aber die deutsch-ungarischen Weihnachtspiele stimmen mit der Tragödie: „Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies" von Hans Sachs vielfach überein; die Tragödie findet sich in dem Foliobande der Werke des Hans Sachs gedruckt, welchen der Buchdrucker Georg Willer in Nürnberg dem reichen Bergherrn in Gastein, Christoph Weitmoser, widmete. Daher hat Schröer die Frage aufgeworfen, ob Hans Sachs seine Tragödie aus dem Paradeisspiele im Auftrage Weitmoser's kunstgemäß nachdichtete oder ob die Tragödie des Hans Sachs durch Weitmoser unter das Volk kam und zum Paradeisspiel umgedichtet wurde. Dagegen meint Hartmann: Hans Sachs habe gewiß ältere Volksschauspiele gekannt, die ihm bei seiner eigenen Dichtung vorgeschwebt haben mögen, doch lasse die wörtliche Uebereinstimmung oft in der Hälfte der Verse eine direkte Entlehnung von Seite des

Dichters nicht wahrscheinlich erscheinen, vielmehr dürften die volksmäßigen Spiele eine Umbildung seiner Tragödie durch den Volksmund sein.

Das Gasteiner Paradeisspiel eröffnet der Erzengel mit den Worten:

„Wir haben uns besonnen mit großem Fleiß,
„Ein Spiel zu halten aus dem Paradeis."

Die Handlung wird vom Erzengel und von Adam erzählt, nicht eigentlich dargestellt; dann folgt ein Danklied an die Zuschauer. Daher bemerkt Wilken in seiner Geschichte des geistlichen Schauspieles: das Salzburger Paradeisspiel zeigt den oft verfehlten Versuch, durch Verkürzung und Ueberleitung der Handlung in das erzählende Lied, einiges von den alten Erbe zu retten und jüngerem Geschmacke mundgerecht zu machen; durch Verwechslung der Rollen (Gott Vater redet von sich in der 3. Person, Adam ebenfalls) und manche kleinere Irrthümer ist es zu einem, freilich sehr lehrreichen Zerrbilde des älteren geistlichen Dramas geworden.

V. M. Süß wollte in den 2. Band seiner Volkslieder auch Volksschauspiele aus Salzburg aufnehmen und wendete sich daher brieflich an den Direktor der Laufner Theatergesellschaft, Johann Pfaffenberger, der ihm unterm 14. Mai 1865 das Laufner-Hirtenspiel nach der Aufzeichnung eines alten Schiffers übersandte. Pfaffenberger bemerkt hiezu: „Beim Krippelspiel werden Sie manchen Ausdruck verbessern müssen, indem diese Leute oft nicht verstehen, was sie reden" — Wenn möglich, will Pfaffenberger auch das Gottvater- oder Adam- und Evaspiel, das Kain und Abelspiel, das König Salomon und vielleicht auch das Herbergspiel senden; es geht aber mit derlei Sammlungen langsam; „denn trotzdem man sie zahlt, findet man selten einen, der schreiben kann und wenn sie es mir ansagen, werden

sie irre." Im August desselben Jahres übersandte Pfaffenberger das Gottvaterspiel und das König-Salomon Spiel, das er nach langen „Sehnen und Bitten" erhalten habe; außerdem seien ihm, berichtet er, noch sehr alte Schwerttänzer-Reime und das Kain- und Abel-Spiel versprochen; ob er sie aber erhalten werde, könne er nicht bestimmen. So war es Süß nicht mehr gegönnt, seine Sammlung der heimischen Volkspoesie durch das Volsschauspiel zum Abschluß zu bringen. Um so dankenswerther ist, daß August Hartmann in seinen »Volksschauspielen« die genannten Laufner Spiele und dazu noch viel bisher Unbekanntes aus dem Salzburger Lande bringt.

Das Sommer- und Winterspiel, welches Süß im Volksliederbuche veröffentlichte, ohne den Fundort anzugeben, stimmt, wie Hartmann zeigte, fast ganz mit dem von den Laufner Schiffern bald nach Weihnachten vorgetragenen Texte überein. Einen vielfach abweichenden Text desselben Spieles aus Laufen und Ostermiething bringt Th. Vernaleken in seinen „Alpensagen".

Das „Weihnacht-Gspül", von welchem Süß einen sehr mangelhaft erhaltenen Text ohne Ortsangabe mittheilt, enthält, nach der Untersuchung Hartmanns, Bruchstücke eines Weihnachtsspieles aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, von einem Geistlichen, vermuthlich in Seeon, gedichtet. Doch darauf sollen wir noch später zurückkommen.

1876 gab Domherr M. Engelmayr zwei Weihnachtsspiele aus dem Salzburger Lande heraus, welche öfter im Collegium Borromäum aufgeführt worden sein sollen.

Jeden Freund der heimischen Geschichte muß die reiche Ausbeute, welche August Hartmann's „Volksschauspiele" für die Kulturgeschichte Salzburgs gewähren,

überraschen. Wir wenden uns daher schließlich zu dem, was Hartmann, freilich nach mühevollem langjährigem Forschen, von den Resten unserer Volksspiele aufgefunden:

1. Die Laufner geistlichen Spiele werden zur Weihnachtszeit von herumziehenden Laufner Schiffern ohne Dekorationen in Bürger- und Bauernhäusern dargestellt. Es sind folgende:

Das Adam- und Evaspiel, seit Menschengedenken auf mündlichem Wege fortererbt und von den Schiffern gespielt, trifft, wie Hartmann nachweist, in mehr als der Hälfte der Verse mit Hans Sachsens geistlichen Dramen: Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies (1558) und Empfängniß und Geburt Johannis und Christi (1557) fast wörtlich zusammen. Das Wesentliche und Wirksame des Textes von Hans Sachs ist erhalten geblieben, die breiteren und lehrhaften Stellen ließ das Volk aber fallen. Die Spieler haben natürlich von dieser Herkunft ihres Spieles keine Ahnung; uns aber zeigt dieses Fortleben der Dichtungen des Hans Sachs im Volksmunde, wie tief dieselben im Volksgemüthe Wurzel geschlagen.

In der Weise der alten Spiele eröffnet das Stück ein Prolog, gesprochen durch den Engel; er wünscht einen guten Abend und fährt dann fort:

„Alle werthen Herrn und Frauen,
„Alle Herrn Bürger und Bauern,
„Ich bitt, Ihr wollt mir's nicht in Uebel nehmen,
„Ein geistliches Gspiel mit anzuhören.
„Wie Ihr von Adam und Eva wißt,
„Muß ich sie schlagen aus dem Paradies."

So nach den Aufzeichnungen Pfaffenbergers; bei Hartmann lautet die 3. und 4. Verszeile besser:

„Ich bitt, wollt uns nicht für übel han,
„Ein geistliches Spiel zu heben an."

Das komische Element vertritt der Teufel, der allein in der Mundart spricht und meint:

„Juhe, iatzt hab i zwoa Menschen betrog'n,
„Habs aus'n Paradies g'log'n!
„I will mein Höll ganz tapfer hitzn
„Sie müaßn mit mir zugleich schwitzn."

Das Kain- und Abelspiel, welches von Knaben dargestellt wird, enthält nur eine kurze Darstellung des Opfers der beiden Brüder und des Todschlages Abels durch Kain, der als Bauer gekleidet ist. Als Kain den Abel auffordert, sich zum Tod zu bereiten, fragt dieser den Bruder naiv: „Was wird die Nachwelt sagen?" Kain antwortet: „Meinetwegen kann sie schon klagen."

Das Goliath-Spiel verfaßte vor längeren Jahren der Schiffer Anton Berger, vulgo Hessi, in Oberndorf. Goliath erscheint darin mit Helm, Schuppenpanzer, Beinschienen und hohen Stiefeln, David mit einem grünen Hütlein und einem gelbledernen Gürtel.

Das König Salomon-Spiel stellt die Entscheidung Salomons im Streit der beiden Weiber um das Kind dar. Den Prolog spricht wieder ein Engel mit der Aufforderung:

„Wollt Ihr's hören in guter Ruh',
So schweiget still und horchet zu."

Das Laufner-Hirtenspiel wird am heiligen Abend von 3 Schiffern (den Hirten Rüapi, Marl und Steffi) und einem Knaben oder kleinen Mädchen (als Engel) dargestellt. Pfaffenberger bemerkt auf der an Direktor Süß überschickten Abschrift: Gedichtet und gespielt von den Schiffern schon im vorigen Jahrhunderte; A. Hartmann hat aber gezeigt, daß einzelne Stellen des Textes wahrscheinlich auf vier Weihnachtsspiele aus dem Anfange des 17. Jahrhundertes zurückgehen, von welchen Weinhold zuerst

aus einer Handschrift, die er in Berlin erworben hatte, in seinen „Weihnachtsspielen und Liedern aus Süddeutschland nnd Schlesien“ (1853) Proben mittheilte. Hartmann vermuthet nun, daß diese vier Spiele, „welche zu dem Anziehendsten gehören, was die ältere deutsche Weihnachtspoesie überhaupt aufzuweisen hat“, aus dem Salzburgischen stammen und der Dichter, welcher Kenntniß der lateinischen geistlichen Poesie verräth, vielleicht ein Benediktiner des Klosters Seeon war, da einzelne Lieder in Text und Melodie mit einer musikalischen Handschrift des Benediktiners Joh. Werlin in Seeon (1646) übereinstimmen. Den Haupttheil des Spieles macht die breit angelegte Hirtenszene aus, in welche sogar ein Lied über den Fürstenstand eingeflochten ist. Als der Engel die Hirten mit seinem Gesange weckt, ist der alte Rüapi nicht zu ermuntern; er schnarcht und thut einen „Grona“; da beschließen Maxl und Steffi, ihn bei den Ohren und an den Füßen zu ziehen, worauf Rüapi mit den Worten erwacht:

„Mein, mein, was habts denn schon mehr für a Schint'n,
„Ziacht da Oan voran, der Oan hintn!
„Ös habts mehr a Fuhr (Betrazen),
„Hiad Oano dö ganz Nacht koan Ruah.“

Dem Jesukindlein bringt Steffi „zwoa Oar“, Maxl einen Brotwecken und ein „Bröcki“ Schmalz.

„Wanns Kindl nit gar z'gassi war,
„Könnts eahm a Scherzl bacha
„Oder a Suppen macha.“

Rüapi bringt „an zodaten Widern“, aus dessen Wolle man dem Kinde eine Joppe machen soll.

2. Die Halleiner geistlichen Spiele werden meist von Bildschnitzer- und Krippenmacher-Familien, in den Häusern der Stadt und deren Nachbarschaft umherwandernd, dargestellt und zwar das Herbergspiel, das Hirtenspiel und das Heiligendrei-

königspiel in der Weihnachtszeit, das Judasspiel in der Fasten. Früher kamen die Spieler mit diesen Stücken auch nach Thalgau, ja selbst bis ins Pinzgau.

Das Herberg- oder Adventspiel stellt die Reise Josephs und Marias nach Bethlehem und ihr vergebliches Suchen nach Herberge dar. Joseph will Maria zur Kindelbett in Nazareth lassen; aber Maria antwortet:

„Mein Joseph, da wird nichts daraus,
„Allein bleib ich dir nicht zu Haus."

Als sie in Bethlehem vergebens Herberge suchen, ruft Joseph aus:

„O leider Gott, ist das ein' Schand
„In meinem Vaterland."

Auch der Wirth nimmt sie nicht auf;

„Denn bei mir heißts beim goldnen Stern,
„Wo Fürsten und Grafen einkehrn."

Und als sich die Bedrängten an die Bürger des Städtchens wenden, da ruft ein Bethlehemiter Maria gar zu:

„Halt dein Maul und geh' von dann'."

Hartmann hält das Stück für sehr alt, vielleicht dem 17. Jahrhundert angehörig.

Das Hirtenspiel wird durch einen Prolog eingeleitet:

„Ein geistlichs Spiel aus gutem Will'
Wir führen hiemit ein."

Die drei Hirten: der alte Hauser, Irgel und Leanl klagen über die große Kälte und Irgel meint, vielleicht komme der Messias; denn es sei prophezeit, es werde dann eine große Kälte einfallen. Dann singen sie ein schönes geistliches Lied und legen sich zur Ruhe. Bei der Opferung vor dem Jesukindlein bringt Hauser Mehl und Brod; Leanl meint daher:

„Vielleicht trunk er an Most
Zu dieser speren Kost".

Wie das Laufner, so zeigt auch dieses Halleiner Hirtenspiel Entlehnung aus dem ersten jener 4 Weihnachtsspiele aus dem 17. Jahrhundert, deren Verfasser vermuthlich im Kloster Seeon zu suchen ist.

In dem Halleiner Dreikönig-Spiel führen sich die 3 Könige selbst ein; so sagt Balthasar:

„Ich bin König von Oesterreich, (?)
Media ist mein Vaterland.“

und Kaspar schließt:

„So sind wir alle bekannt,
So reisen wir in das Judenland.“

Als die 3 Könige dem Jesukinde geopfert, bedankt sich Maria für die Opfer und wünscht ihnen eine glückliche Heimreise. Den Schluß macht eine offenbar lückenhafte Szene zwischen Herodes und dem Teufel.

Im Halleiner Judas- oder Fastenspiel vermuthet Hartmann den Ueberrest eines älteren Passionsspieles. Kaiphas fordert den Judas zum Verrath mit den Worten auf:

„Judas, ein' Gfalln kannst uns erweisen
Und verrathen deinen Meister.“

Christus hält dem Judas den schändlichen Verrath mit den Worten vor:

„Ist das mein Rekompens (!) und mein verdienter Lohn?“

Judas erwidert:

„Wenn i di verrath, thean ma d'Juden spendirn.“

Plötzlich faßt ihn aber die Reue über seine That; da Kaiphas das Geld nicht zurücknimmt, übergibt er sich dem Teufel, der hier wieder sich der Mundart bedient.

3. In der Nähe von Tittmoning kaufte Hartmann von einem Bauern eine alte Handschrift mit dem Titel: Einföltige Vorstöllung etwelcher Geheimbnusse des leidenten Heylandes, „die Saalfeldner

Passion." Sie ist, wie der Titel angibt, eine Dichtung des Vikars Ferdinand Sebastian Schroll in Saalfelden, datirt vom 28. März 1720, mit 14 Aufführungen (Szenen).

Der „guete Hirt" singt selbst den Prolog:

„Diß werdt ihr anheunt da sechen
Bei dem khurzen Fastenspill."

Als Judas den Verrath nicht mehr rückgängig machen kann, ruft er die Teufel, ihm einen Strick zu schenken; die 3 Teufel: Asmodaeus, Virancton und Phlego führen ihn zum Galgen. Nachdem er sein Testament gemacht, den Teufeln seine Seele, den Raben seinen Leib und seine Kleider dem Henker verschrieben hat, wird Judas auf offener Szene gehenkt (!). Den Epilog bildet die Ansprache des „gueten Hirten" an den Sünder, den er zum Beharren im katholischen Glauben ermahnt.

VIII.

Von weltlichen Volksschauspielen bringt Hartmann aus dem Salzburgischen folgende:

1. Das Landstände-Spiel, welches noch heute in Thalgau alljährlich nach Weihnachten aufgeführt wird. Johann Steiner (Reisegefährte ins Salzkammergut 1820) führt an, daß es von 4 Männern, die als Bauer, Edelmann, Soldat und Bürger gekleidet waren, zwischen Neujahr und dem Dreikönigstage aufgeführt wurde und nennt das Spiel: „Die vier Stände." Hartmann theilt den Text mit, von welchem wir eine kurze Uebersicht geben wollen. Der Bauer tritt auf, grüßt die Versammelten und fährt dann fort:

„Weil jetzt ist die lustige Faschingszeit,
Suacht sich a jeder a Freud.
Der Bauer geht bevor,
Weil er der erschte in der Welt war."

Der Edelmann heißt ihn schweigen; denn er verstehe nichts von Recht und Polizei,

„Aber der Edel- und gelehrte Mann,
Er muß Euch ordnen und schaffen an.“

Der Soldat tritt auf:

„Ich trink Alles, Wein und Bier,
Bauer, sag' an, wo gehst Du hin?
Ich gleich dein Saufbruder bin.“

Der Bürger, als Wirth gekleidet, klagt über die Abgaben. Nun heben Alle die Mühsale ihres Standes hervor; als aber Edelmann, Soldat und Bürger dem Bauer sein Wohlleben vorhalten, meint dieser, daß ja die andern auch nicht schlecht lebten und schließt das Spiel mit den Worten:

„Drum leb'n wir iatzt in Fried und Freud!
„Und gebts ma glei die Händ all drei!
„Itzt und lange Jahreszeit.“

2. Zur Drischelleg, d. h. dem Feste, welches nach Beendigung der Drescharbeit im Beginne der Weihnachtszeit gefeiert wurde, waren in Oberbaiern neben vielen Gesellschaftsspielen kleine Volksschauspiele und geistliche Spiele üblich, die Drischellegspiele. Aufgeführt wurden sie in der Wohnstube oder in einer Scheune, seltener in Wirthshäusern und zwar ohne besondere Bühne. Die Zuschauer standen im Kreise herum, die abgehenden Spieler warteten vor der Thüre, bis sie ihr Schlagwort hörten. — Von diesen Spielen theilt nun Hartmann mehrere mit und gibt interessante Nachrichten über den Verfasser derselben, Ferdinand Joly, einen gebornen Salzburger, welche zum Schlusse folgen sollen.

„Die Untersberger.“ Der „Bajaz“ verkündet die Ankunft der „Untersberger“, die von Grödig herreisen mit Kaiser Friedrich, ihrem General. Da erscheint das „Untersberg-Weibl“ und klagt über die verkehrte Welt voll Zank und Hoffart:

„O du verkehrte Welt und du verblendte Zeit!
„Du bist der Vorbot der herannahenden Ewigkeit."

Kaiser Friedrich (mit langem, weißen Bart, Krone, Schwert und im rothen Rock) kündet an, daß er der Welt bald das letzte Urtheil am Walserfelde sprechen werde, kehrt aber mit dem Untersberg-Weibl wieder in den Berg zurück. Der Bajaz erzählt den nun auftretenden „Untersberg-Mandl", was er gehört und schließt mit den Worten:

„Wiar oft habts uns Post schon außa than:
„Wir kemmant schon, wir kemmant schon!
„Und a so vageht oan Wochar und an Monat um dös anda,
„Und enka guatar Untasberg thuat sie halt nöt vonanda.
„Des mögts nöt heraus, mir mögnt nöt hinein.
„Drum wird dö ganz Histori-Gschicht
„An uralts Gedicht
„Und a larer Fawi sein."

Der erzürnte Untersberger droht dem Bajaz, der nun davon läuft. — Das Spiel schließt mit einem Liede, von dem Hartmann vermuthet, daß es nur dem Spiele angefügt und nicht von Joly gedichtet sei, da es sich auch am Dürrnberg als selbstständiges Lied findet:

„Merket auf, was ich Euch sage
„Und vernehmt diese Wort.
„Denn es kommen böse Tage
„Stürzen uns in Angst und Noth."

Die 6. und 7. Strophe lauten:

„Z'Salzburg in der Stadt darinnen
„Wird ein solches Elend sein,
„Wird das Blut von Menschen rinnen
„In den Gassen aus und ein.
„Ach, wer wird da nicht erschrecken,
„Wenn man nur gedenket dran:
„Alle Straßen voll Blutflecken,
„Alle Häuser abgebrannt."

„Ja, es wird zu Grunde gehen
„Jede Kirch' und jedes Haus.
„Da, wo jetzt die Stadt thut stehen,
„Zlichten Füchs und Hasen aus.

„Wenn die Fuhrleut' werden fahren
„An dem Müllnerberg vorbei,
„Werden sie zu einander sagen:
„Da muß eine Stadt gestanden sein."

Etwas tröstlicher endet die Schlußstrophe dafür:

„Wenn dies Alles ist geschehen
„Fallen gute Jahr' noch ein."

In den „vier Jahreszeiten" kündet der Bajazzo die „Kamedi" an und theilt dem Publikum unter allerlei Scherzen mit, daß die vier Jahreszeiten oft das Schwinden im Beutel haben, aber mit Kupfergeld möge man sich nicht lange scheren, „es hat's ja kein Mensch nöt gern." — Der Bauer schlichtet den Streit der Jahreszeiten und ein „Chor" erklärt die Bedeutung des Spieles:

„Wie der Friede sei zu ehren
„Jederzeit und überall."

Der Bajazzo dankt für den Besuch und entschuldigt das Spiel:

„Bitta rar is's freia nöt gwest oda bsunda,
„Aba für vier solche Hackstöck is's do schon a Wunda."

In dem Spiel: „die alte und neue Mode" bejammert Faust, daß er als Muster der alten Welt von allen verachtet sei, die neue Mode in Kleidung und Sitten nur zur Hoffahrt führe. Buckel, der „Neumodi-Krama", meint aber, die Hoffahrt liege nicht im Kleid, sondern im Herzen; nur das Alter habe Faust griesgrämig gemacht:

„Und was unsa Prediga lehrt,
„Habmar a schon oft gnua g'hört,
„Es is oft s'Losen nimma werth" u. s. f.

Faust schließt mit der Klage, daß die Welt zu Ende gehe. — Obwohl die Handlung fast ganz fehlt, ist das Spiel doch ein recht lebendiges Charakterbild, welches durch Aufzählung der Modethorheiten jener Zeit auch kulturgeschichtlichen Werth hat.

„Hans Nord“ zeigt Ansätze zu einer dramatischen Handlung: der Bauer Hans Nord will seine Tochter dem armen Bachtel nicht zum Weibe geben; da verkleidet sich dieser als reicher Herr und erhält so die Hand der Tochter. Als die Verlobung geschehen, entdeckt Bachtl dem verblüfften Vater den Betrug.

„Der dumme Baumann“ wird von seinem Bauer ausgeschickt, Pferde zu kaufen, und von zwei »Reisenden« um Speise und Geld geprellt, während ihm einer derselben die Geschichte von einem dummen Baumann, den sie betrogen hätten, erzählt. Ein Zauberer schafft mit Hilfe des Teufels das Geld wieder her.

Der „Oeltrager Veichtl,“ ein Zillerthaler, verkauft dem Bajazzo für sein »Heiratgut« eine Büchse, in die man nur hineinblasen darf, um jung und sauber zu werden und so allen Mädchen zu gefallen. Als der Bajazzo aber hineinbläst, wird er schwarz im Gesicht, und ohne es zu merken, freut er sich über das Glück, das er nun bei den »Menschern« haben wird.

In „Jodl und s' schön' Tresl“ gibt der Hanswurst den Inhalt der Komödie an:

„Aber Dans muaß i enk do no vazähln, daß kemma wern: da Jackl,
„Der Patschgackel,
„Und d' Tresl, dö kloan vowegn;
„Und da Jodl, der alt Scheps, müat eahn an Narrn agebn.“

Tresl mag den Jodel nicht, weil er beim Tanz zu wenig zahlt, aber auch sein Nebenbuhler Jackl ist ihr gleichgiltig. Die Szene spielt am Kammerfenster der Tresl und schließt mit der Betrachtung Jodel's:

„Wenn wer den Weibsbildern glaubt,
„Der hat sein Glück auf Eis gebaut
„Und das Schmalz den Katzen anvertraut.“

Die gelehrte Bildung des Dichters zeigt der Vers:

„Er is ja so grad Dana, wia's Umstandswörtl in da Red.“

Der „Hennen-Veichtl,“ den sein Weib so beherrscht, daß er sogar die Hühner zu hüten hat,

verabredet mit dem Hanswurst, wie er sein Weib betrügen könne. Hans-Wurst verkauft ihr nun, als Doktor gekleidet, um viel Geld eine Wurzel, welche alte Weiber verjüngt.

Von anderen, nur theilweise erhaltenen Volksschauspielen desselben Volksdichters führt Hartmann noch an:

„Der alte Mann und s' Weib“ mit dem Brennsuppenhiasl, seinem Weib und den Narren, „der Schnupfer und der Brenner“, ein Streit zwischen einem Tabacksschnupfer und einem Raucher, „der Schatzgräber“, ein Stück, welches in der Sagenwelt des Untersberges spielt und vom Schatzgraben in Vigaun (?) erzählt und eine Posse ohne Titel.

Aus der Uebereinstimmung vieler Verse in den oben erwähnten Drischellegspielen mit Versen von 3 Hirtenspielen ist zu vermuthen, daß der nämliche Dichter auch diese drei: das Pallinger, Seebrucker und das Halsbacher Hirtenspiel verfaßt habe, ebenso ein Dreikönigspiel, das Hartmann in Halsbach fand. Die breit angelegten Hirtenszenen nennt Hartmann mit Recht ebenso dramatisch, als volksthümlich.

Endlich rührt von dem gleichen Verfasser auch ein Spiel: Der verlorne Sohn her. Daß der Bauer, bei dem sich der verlorne Sohn als Ochsentreiber verdingt, im baierischen Dialekt redet und vom Erdäpfelsieden, wurde von den Zusehern wohl kaum als störender Anachronismus empfunden.

IX.

Als den Verfasser der zuletzt angeführten bairisch-salzburgischen Volksschauspiele fand August Hartmann einen geborenen Salzburger, Ferdinand Joly,

den das Volk den „Scholi" oder auch „Schori" nannte. Er erzählt von ihm Folgendes:

Die letzte Zeit seines Lebens wohnte er zu Elsenloh, einem zwischen Kirchheim und Kay (½ Stunde südlich von Tittmoning) in Oberbaiern liegenden Einödhofe, der vom Rande des Hochufers in das Salzachthal hinabschaut.

Einige alte Leute haben ihn noch von Person gekannt, Andere wenigstens durch ihre Eltern über ihn erzählen hören. Derselbe war „ein ausgejagter Student" von Salzburg. Er hat sich bei den Bauern aufgehalten und lauter solche Sachen dicht't", nämlich „Komödi-G'spiel", „Drischelleg-Predigten", Lieder („G'sanga"), sowohl religiöse, als auch weltliche („Unterhaltungslieder"). „Fraua-G'sanga (Marienlieder) hat a g'macht, das oft a Meßg'sang nöd so schön g'wen is". „Die Kircheng'sanga hat er allesammt gedichtet." „Früher war es der Brauch, so oft eine Jungfrau oder ein Jüngling starb, daß in der Kirche ein Todtenlied über sie gesungen wurde. Auch diese hat allesammt der Scholi gedichtet." Er erfand zugleich die Melodien und sang selbst mit. „Mein Vater ist ein Singer gewesen und der hat oft gesagt, daß er mit ihm gesungen hat." Auf Bestellung verfaßte er Sprüche zur Verzierung der Häuser und malte sie selbst an, wie auch bisweilen allerlei bildliche Scherze. Ferner „setzte er den Leuten Briefe auf, weil damals noch Viele nicht schreiben konnten." „Es gab damals noch keine Gemeindeschreiber; da hat er den Bauern geholfen."

„Mit diesen Dingen hat er sich fortgebracht." Doch immer reichte solcher Verdienst nicht aus; dann kam er wohl auch manchmal zu diesem oder jenem wohlhabenden Bauern: „Heint han i koan Geld nimma" oder „an Zihrpfeni häd i gern!" (Eine ge-

wisse Bäuerin hat ihn ausgegreint, weil er nicht sagte „bitt gar schön!") Er war gleichwohl nicht unwillkommen. „No, da Scholi, hieß es gutherzig, da Scholi!"

Wenn man ein Lied von ihm haben wollte, so „hat er nur eine Nacht studiert und da ist ihm alles eingefallen."

„Man sagte oft zu ihm: Scholi, bleib deant a weng da über Nacht, tuar uns a G'sang dichten! Dann ist er Nachts in der Stuben auf- und abgegangen und hat die Vers' an die Tramm (hölzernen Deckenbalken, wie sie in den Bauernhäusern üblich) hingeschrieben."

Viele Gedichte jedoch machte er (gegen Bezahlung) aus dem Stegreif. „Wenn er einmal in der Stuben hin- und hergegangen ist, so hat er schon ein Gesang gehabt." Er sagte mitunter: „Um an Zwölafa werd's grad a halbats G'sang, um an Zwoanzgar a ganz" oder „Wennsd' mar an Zwölafa geist, werd's a mitters, abar um an Zwoanzgar a guads". Auch manche seiner Improvisationen erhielten sich lange im Mund der Leute. Gar oft hörte man das Bedauern äußern, daß der Scholi nicht bis zur Priesterweihe gelangt war; „das wäre ein scharfer Prediger worden!"

In Elsenloh sagte Joly eines Abends zu Jemanden: Heint muaß i a G'sang dichten, recht a prächtigs; da muaßt mir leuchten! „Wie das Gesang geschrieben gewesen ist, so gibt er ihm's. Jetzt hat ihm der Andere das Papier unter's Gesicht geschmissen; denn das Gesang hat ihn angegangen. Wenn ich das gewußt hätte (sagte er zu Scholi), ich hätte dir gewiß nicht geleuchtet!"

Eine der äußerst spärlichen Nachrichten ist es aus seinem früheren Leben jedenfalls, wenn wir hören: „Der

Scholi ist ein leichtsinniger Kerl gewesen. Alle Lumperei (jeden übermüthigen Streich) hat er mitgemacht, zu jedem Kammerfenster ist er mitgegangen; aber am Freitag hat er nicht gesungen.“ Der dieß erzählte, kannte ihn nicht persönlich.

Verlässige Mittheilungen machte Hartmann eine Witwe im Weiler Mühlham bei Kay, die 83jährige »Schneiderin«, welche selbst von Elsenloh gebürtig ist oder dort erzogen wurde. Auch diese erzählte, wie Scholi bei Nacht gedichtet hatte. Ferner gab dieselbe auf gestellte Fragen an: „Er ist groß gewesen, ein bissel mager und von länglichem Gesicht (lungg'sichtat). Grau ist er nicht worden, er ist immer schwarzkopfet gewesen. In der Kleidung war er »etwas civilischer« (als die Bauern), übrigens recht arm beinand, recht zerrissen. Zu Tittmoning hat er nie gelebt. Manchmal durfte er sich im Pfarrhofe von Kay bei Herrn Pfarrer Bichler aufhalten, „weil der zu ihm g'freund (verwandt) war.“

Ein Bauer zu Leutgering bei Tittmoning und dessen betagte Schwester, in deren väterlichem Haus Scholi oft zu Besuch war, erzählten u. a.: „Der Schori hat sich alleweil beim alten Seidel z'Kirchham aufgehalten. Der hat ihn dös mehra danuit (ernährt); er ist ein Singerfreund gewesen.“ „Der Schori hatte a weng a schlechts Augn (ein etwas schwaches Auge); er war recht mager und so ein schwarzer Kamerad. Er hat so finster und ernsthaft dreingschaut, daß man ihn hätte fürchten können. Er hat g'wis nöt z'lacha derfan.“ „Ueber seine Aufführung hat man nichts gehört“ (nämlich nichts Nachtheiliges). „Hat man ihn gesehen, wo nur immer, so hat er Arien (Melodien) gepfiffen. Auf die G'sanga hat er Tag und Nacht studirt. Grad den Rock von einander, so ist er dahingeflogen.“

„Zu Oetting haben wir einmal eing'sunga (sind unter einer Wallfahrerschar mit Gesang eingezogen). Das Lied war vom Scholi verfaßt. Es begann:

Ganz voll Vertrauen kommen wir,
In der Gefahren Mitte,

und hatte acht G'sätzeln (Strophen). Wir haben durch den Markt hindurchgesungen und dann in die heilige Kapelle hinein. Da haben die andern Leute so bitterlich geweint in der Kapelle, weil das G'sang soviel schön gewesen ist!"

Ein anderer guter Gewährsmann berichtete: „Wenn der Scholi bei einem Bauern über Nacht geblieben ist, da sind die Leute zusammen gekommen und haben ihm zug'lost (zugehorcht), weil er so hat Geschichten erzählen können". „Da hat sich schon Alles gefreut, wenn er gekommen ist". „Wo er ein paar Groschen 'kriegt hat, da hat er die ganze Nacht erzählt."

„Er hat so schöne Geschichten erzählt; sie sind traurig gewesen und zum Lachen auch wieder"; „bald zon lacha —, bald zon flenna" —. „Die G'spiel sind alle von ihm." „Ja, der Scholi ist ein rarer Kerl gewesen, ein tüchtiger". „Er hat die rarsten G'sanga dicht't!" Letztere lehrte er alle zuerst den Vuisinga- (Vorsänger-) Hansel z'Riutham (geschrieben: Roitham). Dieser, als Singer weit und breit bekannt, brachte sie unter die Leute. Er war überhaupt sein Kamerad; mit ihm war Scholi am liebsten beisammen. Derselbe ging auch in's Sternsingen; hiefür dichtete ihm Scholi ebenfalls Lieder.

Häufig verfaßte Letzterer Spottgedichte, so oft irgend etwas Lächerliches in der Gegend sich ereignet hatte. Dieselben waren, nach den enthaltenen Bruchstücken zu schließen, sehr beißender Natur.

Er starb in der Nähe des Pfarrhofes von Kay unter freiem Himmel an einem Schlagfluß. Die Stelle, an dem Feldwege, welcher vom genannten Pfarrhof ungefähr nach Elsenloh führt, bezeichnet noch jetzt das „Scholi-Kreuzel", eine hölzerne Denk-

säule mit kleinem Crucifix und einer auf Blech gemalten Inschrift.

Die Sterbematrikel des Pfarramtes Kay vermerkt zum Jahre 1823:

„20. Okt. hora 6 vesp. Ferdinand Joly, hochfürstl. Salzburg. Kammerdienerssohn von Salzburg, der in hiesiger Pfarrei (größtentheils beim Elsenlohner) privatisirte und von guten Leuten erhalten wurde. Apoplexia tactus in subitanea morte defunctus 65 ann. circiter. 22. Okt. $^{1}/_{2}$8 matut. sepultus."

Die obengenannte dreiundachtzigjährige, von Elsenloh gebürtige Person erzählte noch:

„Einmal ist er im Vorbeigehen zu mir hergetreten und hat gesagt: Weba-Dirndel! da Mensch geht dahin und kimmt nimma! Ich antwortete: Da Mensch kimmt no schon! — Na, erwiderte Joly, da Mensch kimmt nimma. Bet mir an Vaterunsa! Dann ist er im Heimgehen auf dem Weg gestorben; bei dem Kreuz „haben sie ihn todt gefunden". „Nach seiner Beerdigung", so erzählt ein Anderes, „hat jeder Mensch gesagt, daß er das G'sangadichten verstanden hat; es kommt (sagte man) Keiner mehr nach, der es so kann."



Druck von R. Kiesel in Salzburg.



